

die Werke von Neuwirth, Geschichte der deutschen Kunst in den Sudetenländern, von Wolkau' Literaturgeschichte, von Menghin, Vorgeschichte, und von Lehmann, Sudetendeutsche Volkskunde, wurden gefördert und in Obhut genommen. Geplant sind ein „Sudetendeutsches Namenbuch“, das mit Professor Schwarz herausgegeben werden soll, und ebenso ein sudetendeutsches „Mundarten-Wörterbuch“. Dafür konnte auch eine Unterstützung der Deutschen Akademie in München erlangt werden, mit deren Hilfe auch die Zipser Volkskunde von J. Grab gedruckt wird.

In verdienstvoller Weise hat Gierach — um den Blick zum Schluß noch einmal der Volksbildung höherer Stufe und der Kulturpolitik großen Stiles zuzuwenden — die „Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslowakischen Republik“ mitbegründet. Er steht ihr seit Errichtung der Geschäftsstelle in Reichenberg als ortsanwesender Obmannstellvertreter zur Seite und war insbesondere auch für die Beschaffung der Mittel behilflich. Diese Körperschaft, die als volksbildnerischer Verband der großen Schutzvereine mit dem Deutschen Kulturverband und dem Bund der Deutschen in Böhmen an der Spitze und den anderen Volksvereinigungen eine Volksbildung im Sinne der Erhaltung unseres Grenzstammes erstrebt, bedeutet insbesondere die Weiterführung und Zusammenfassung der nationalen Bestrebungen, aus denen heraus die Generation Gierachs erwachsen ist. Mit dieser Gesellschaft hat die Deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft die von Dr. Lochner geleitete Anstalt für Erziehungswissenschaft ins Leben gerufen. Von der Volksbildungs-Gesellschaft wurde der Verein Deutsches Volksbildungsheim gegründet, der Gierach zum Obmann hat: er soll die Volksbildung durch Beschaffung von Heimen fördern, zunächst aber einmal ein Sudetendeutsches Volkshochschulheim in Reichenberg selbst erstehen lassen, die Stadtgemeinde hat dafür bereits am Königsbusch, wo Gierach sich auch selbst ein Haus erbaut hat, einen Baugrund gewidmet.

Das ist einer von den großen Plänen, um die sich Professor Gierach sorgt. Er muß aber auch für die wachsende Bücherei der Deutschen ein Haus beschaffen und er hat nun sehr schmerzlich erfahren müssen, daß die für ein großes Volks- und Volksbildungshaus bereits gewidmeten Millionen doch wieder anderweitig verwendet wurden. Er denkt überdies auch an eine volkskundliche Sammlung in seiner Heimatstadt: wir haben ja noch kein sudetendeutsches Stammesmuseum.

Dieser Ueberblick zeigt, wie stark Gierach noch im Entwerfen, Planen, Abschließen und Vollenden steht. Er nähert sich seinem fünfzigsten Geburtstag: möge ihm gelingen, was er erstrebt. Es ist ein Stück der sudetendeutschen Entwicklung. In der Fests Ausgabe der „Wünschelrute“ für 1930, die auch sein Bildnis bringt, schließt er seinen bemerkenswerten Aufsatz über den „Sinn der sudetendeutschen Geschichte“ mit der Mahnung, die zugleich ein Bekenntnis ist: „Die Ueberzeugung von unserem Recht und die Liebe zu unserem Volkstum müssen zu so lebendiger Macht in uns werden, daß sie allen Eigenmuth und alle Mutlosigkeit überwinden. Und daß sie die Uneinigkeit überwinden. Der Aufstieg, den uns die Geschichte als möglich erweist, wird nur kommen, wenn wir alle unsere Kräfte vereint in dem Kampfe einsetzen können.“

Bernhard Kuzer,

der große Bildschnitzer aus Obergrund

Pfarrer Engelbert Neugebauer in Freivaldau

Jene Gäste, welche zum Jubelfeste des Sudetengebirgsvereines nach Freivaldau kommen, werden allenthalben die Spuren, die Werke und die Arbeit großer Männer unserer Heimat finden. Auf dem Gräfenberge wirken die Traditionen des großen Vinzenz Priesnitz fort, in Nieder-Lindewiese der Geist des Johann Schroth. In Freivaldau wirkte Ditters von Dittersdorf, der Schöpfer der deutschen Oper. Einer der größten Künstler unserer schönen Bergheimat ist Bernhard Kuzer aus Obergrund.

Vielen ist selbst der Name unbekannt und doch ist er nach den Worten eines Fachmannes, des Museumsdirektors Dr. Braum in Troppan, ein „Phänomen.“ Und wer sein Wirken, Schaffen und Arbeiten genau studiert, der wird ihn zu den größten unserer Heimatsöhne zählen.

Fast 70 Jahre ist es her, daß Bernhard Kuzer in Obergrund, einer kleinen Berggemeinde drei Wegstunden von Freivaldau entfernt, gestorben ist.

Geboren wurde er am 27. Juni 1794 in Niedergrund, als ehelicher Sohn des Müllermeisters Johann Kuzer und der Theresia, geborene Jokischin.

Das Kronprinzenwerk und die Artikel des Heimatschriftstellers Adolf Kettner nahmen bisher an, daß die Vorfahren der Familie Kuzer aus Italien stammen. Doch haben genaue Forschungen ergeben, daß die Familie Kuzer eine alte, schlesische Familie ist. Der Müllermeister Johann Kuzer hatte aus seinen drei Ehen vierzehn lebende Kinder. Deshalb war auch das Leben in der Familie einfach und bescheiden und die Kinder gewöhnten sich frühzeitig an Sparsam, Selbstverleugnung und harte Arbeit. So kam der zweitälteste Sohn des Müllermeisters Johann Kuzer, Bernhard, in frühester Jugend als Kuhhirt in die Gurschdorfer Gegend, ein Dorf, sechs Wegstunden von Freivaldau entfernt. Dort auf dem Felde hatte er beim Kuhhüten Zeit, mit seinem Lössenmesser, einem inneren Orange folgend, an Rüben und Holzstücken seine Bildschnitzkunst auszuprobieren. So schnitzte er anfangs aus Rüben und später aus Holz einen Totenkopf, der heute noch die Bewunderung aller erregt. (Freivaldauer Stadtmuseum).

In die Heimat zurückgekehrt, machte er sich selbständig, wurde ein kleiner Landwirt, pflegte die Bildschnitzkunst, seinem Künstlerdrange folgend, und gründete dort eine Bildschnitzerschule, die Hervorragendes geleistet hat. Der größte dieser Schule wurde ihr Begründer, Bernhard Kuzer. Aber auch unter seinen Kindern sind nicht unbedeutende Künstler: so Severin, Raimund und Rafael. Lehrmeister dieses großen Mannes war zunächst die ewig schaffende und formende Natur. Die herrliche Berglandschaft mit ihren tausendfachen Naturwundern, die Gebirgsbauern mit ihren arbeitsharten Fäusten, mit ihren Runzeln und Falten im wettergebräunten Gesicht, und was sonst die Natur an Anregungen bot, wurde ihm zur ständigen Beeinflussung in seinem Künstlerschaffen.

Und was die Natur nicht bot, das erarbeitete sich Bernhard Kuzer durch emsiges Selbststudium. Mit Bienenfleiß studierte er Werke großer Männer, Bilder, Vorlagen und Modelle. Im Nachlasse des Künstler finden sich eine Unmenge von Skizzenbüchern und Vorlagen, die er mit Gewissenhaftigkeit und Fleiß durchstudiert: Studien des Ohres, des Mundes, der Hände, der Arme, der Fuß- und Beinstellungen, Gladiatoren, Götter und Göttinnen aus der römischen Sage, Gestalten aus der Bibel, alles war Gegenstand seines eifrigen Selbststudiums. Ganze Rollen von Stahl- und Kupferstichen und Holzschnit-

ten fanden sich auf dem Dachboden seines Sterbehauses. Alles diente dem Selbststudium des großen Meisters.

Stark beeinflusst hat den Meister Bernhard Kuxer seine Heimat. Einzig schön liegt dieses kleine Bergdörflein in einem engen, schluchtähnlichen Tale, von allen Seiten von Bergklippen umschlossen. Der Querberg ist nach allen Richtungen durch den früheren Goldbergbau der Breslauer Bischöfe durchwühlt. Viele Sagen leben heute noch im Volksmunde über diesen Querberg weiter. Um den Koberstein und Edelstein, die alten Bergruinen, spinnt sich heute noch die heimatische Sage. Tiefe Gemüter drängt diese wunderbare Schönheit, der reiche Sagenschatz zum Dichten und Singen. Auch den Holzschnitzer Bernhard Kuxer



regte die Heimat an, in Bergholz die alten Sagen zu bilden und zu formen. Gerade diesem künstlerischen Drange entsprang eines der herrlichsten Kunstwerke, der Seehirt von Reihwiesen, eines Nachbardorfes von Obergund. Die Sage erzählt: Ein Hirt hütete in der Nähe von Reihwiesen, wo ehemals die Hunstadt stand, die Kühe. Da man ihm nur trockenes Brot in die Tasche gesteckt hatte, suchte und lästerte er und schlug mit der Peitsche auf das Brot. Da kamen aus dem Brote Blutstropfen hervor. Eine Donnerstimme in den Lüften drohte ihm und der Stadt schwere Strafe an. In der darauffolgenden Nacht ballten sich schwarze Gewitterwolken über der Stadt. In wenigen Stunden war die ganze Stadt in einem Sumpf verwandelt, der noch heute unter dem Namen „Moosbruch“ bekannt ist, und der Hirt im Volke „Seehirt“ oder „Sühnhirt“ genannt, muß, auf ewig verflucht, in diesem Sumpfe bis zum Ende der Welt herumgeistern. Dieser Sagen gestalt gab Bernhard Kuxer in seinem herrlichen Kunstwerk der „Seehirt“, seine künstlerische Form (Freiwaldauer Stadtmuseum).

Reiche geistige Anregung verdankt die Künstlernatur Bernhard Kuxers den geistlichen Spielen, die in Obergund und Umgebung gebräuchlich waren. Der Schulrat Anton Peter, ein großer Freund der schlesischen Heimat, hat uns ein Passionspiel aufgezeichnet, das Bernhard Kuxer ständig aufzuführen pflegte.

Dieses Spiel geht bis ins 16. Jahrhundert zurück. Außer diesem Passionspiel, den Krippenspielen, wurden auch verschiedene Ritterspiele aufgeführt. So zeigt



te dieses Bergdörflein unter der Führung dieses einfachen, bäuerlichen Künstlers eine solche geistige Höhe, die heute größere Provinzstädte mit ihrem Schund und Kitsch beschämen muß.

Die stärkste Anregung erhielt wohl Bernhard Kutzer aus seinem katholischen Väterglauben. Alles in seiner Seele atmet tiefe Frömmigkeit, die kernig und stark war, wie die Stämme der herrlichen Bergwelt seiner Heimat. Deswegen nimmt Bernhard Kutzer auch die meisten Stoffe seines Künstlerschaffens aus dem Reiche des Glaubenslebens und der Bibel. Die meisten Arbeiten seiner Werkstätte waren ja für Kirchen bestimmt und nur wenig für profane Zwecke. In dieser Festschrift sind einige Werke abgebildet. Man ersieht aus ihnen die Fülle barocker Bewegtheit in Figur und Faltenwurf der Kleider, die romantischen Einschläge seiner Künstlernatur. Werke seiner Kunst sind allenthalben in unserer Heimat zu finden. Nur wenige seien angeführt: Petersdorf bei Zuckmantel: Altar und Kreuz, Maria Himmelfahrt in Zuckmantel, Werke in Annaberg in Preußen, Statuen in Gurschdorf, Olmütz und Patschkau, der herrliche Michael in der Würbenthaler Pfarrkirche.

1864 ist Bernhard Kutzer an Lungentuberkulose 70 Jahre alt, gestorben. Auf dem Bergfriedhofe in Obergrund links oben in der Ecke ruhten seine Gebeine. 1886 wurden sie beim Neubau der Kirche ausgegraben und an einer anderen Stelle beigesetzt. Sein Grab ist heute eingesunken, nicht einmal die Verwandten können die genaue Stelle zeigen, wo der Künstler ruht.

Wie Prießnitz aus den Wasserquellen der Bergheimat das Heiltum für Tausende fand, so hat Bernhard Kutzer aus dem Bergholz unserer Heimat unvergängliche Kunstwerke geschaffen. Möge die Heimat den großen Sohn nie vergessen, seine Werke hegen und pflegen, möge das junge Geschlecht denselben Fleiß, dieselbe Fähigkeit und dieselbe edle Gesinnung bei Erlangung großer Ziele zeigen, wie wir es bei Bernhard Kutzer in seinem Künstleraufstieg bewundernd schauen.

Dittersdorf und seine Widersacher

Von Dr. Adolf Paupie

Die Vereinszeitschrift „Altwater“ hat zur Dittersdorf-Forschung wesentliche Ergebnisse beigetragen. Ihr Herausgeber, Dr. A. Kettner, der anlässlich der Jahrhundert-Feier des Todes unseres größten Lieddichters im Jahre 1899 in Freiwaldau einen eigenen Dittersdorf-Ausschuß gegründet hat, war in der Lage, in verschiedenen Einzelheiten Klarheit zu schaffen und hat wichtige Angaben über den Lebenslauf des Schöpfers der deutschen Oper in den einschlägigen großen Werken der Verbesserung unterziehen können. Einer der besten Dittersdorfer Kenner, Dr. Jstel, der Dittersdorfs Lebensbeschreibung (bei Reclam jun., Leipzig, 1908) herausgab, mußte daher immer wieder auf unsere Zeitschrift Bezug nehmen (S. S. 137, 150, 169, 218, 220) und spricht am Schlusse seiner Arbeit dem Herausgeber des „Altwater“, A. Kettner, den Dank für die endgültige Feststellung der Dittersdorf-Daten aus. Auch in neuerer Zeit wurde die Forschung fortgesetzt und im Altwaterheft des „Oberschlesier“ April 1930 und im Jänner 1931 derselben Zeitschrift wurden von Dr. Fr. Peschel weitere Aufsätze über den Komponisten veröffentlicht. Gegenwärtig befaßt sich Dr. Adolf Paupie-Jauernig, dem die Archive des Schlosses Johannesberg zur Verfügung stehen, mit viel Erfolg mit der Erforschung von Einzelheiten, die besonders das Verhältnis Dittersdorfs zum Fürstbischof Grafen Schaffgotsch betreffen. — Die Schriftleitung.

Ein Fund im Johannesberger fürstbischöflichen Archiv aus jüngster Zeit ermöglicht es, in jene Vorgänge Einblick zu gewinnen, welchen Karl Ditters von Dittersdorf in seiner Lebensbeschreibung seine Verweisung vom Schlosse Johannesberg am 7. April 1794 zuschreibt. Ueber die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen hüllt er sich jedoch dort in beabsichtigtes Stillschweigen und

führt nur an, daß er durch ein Hofkanzleidekret von allem Verdachte einer unredlichen Handlung gänzlich freigesprochen wurde.

Zum näheren Verständnis, welche Angelegenheit hier angedeutet wird, fügen wir die betreffende Stelle aus der Lebensbeschreibung Dittersdorfs wörtlich an:

„Während meiner Abwesenheit wußte jener berüchtigte N. einen der fürstlichen Kammerdiener und etliche Lackeien, die der Fürst wohl leiden konnte, durch Bestechung zu meinem Schaden auf seine Seite zu ziehen. Ich könnte alle diese Lotterbuben mit Namen nennen, allein ich mag ihnen die Ehre nicht gönnen, daß sie in meiner Lebensgeschichte, in welcher ich so viele große

Buchmitte nach einer im Museum zu Freiwaldau befindlichen Urkunde.

und würdige Personen angeführt habe, mit ihren unwürdigen Namen stehen sollen. Dieses nichtswürdige Komplott untergrub mich und brachte dem Fürsten einen Verdacht wider mich bei, sodaß ich am 7. April 1794 eine Weisung erhielt, das Schloß nie wieder zu betreten und binnen acht Tagen mit Sack und Pack zu meinem Amtsposten nach Freiwaldau zu gehen. Wenn wollte ich meinen Lesern den elenden Kunstgriff, durch den diese Feinde dem Fürsten meine Redlichkeit verdächtig machten, vor Augen legen, wenn nicht die Aufklärung der Sache dem Fürsten auch noch in der Grube zur größten Schande gereichen müßte. Ich will also lieber den Schleier drüber herziehen. Doch kann ich nicht umhin, anzuführen, daß ich meine Unschuld selbst beim kaiserlichen Hofe erwiesen habe und durch ein höchstes Dekret, welches ich wie Gold aufhebe und jedem, der es verlangt, in der Urschrift vorzulegen bereit bin, von allem Verdachte einer unredlichen Handlung gänzlich freigesprochen bin und auch hinlänglich Genugthuung erhalten habe.“

Der aufgefundenene Akt deckt den Verlauf dieser Angelegenheit auf und besteht aus der geforderten Rechtfertigung Dittersdorfs an das Subernium, deren Weiterleitung an die höchste Stelle von ihm unter einem verlangt wird, ferner aus zwei Zeugenausagen und der Einbegleitung der k. k. Administration in Johannesberg. Die Zeugenausagen rühren her von Jakob Duffel, Kammermusikus in wirklichen Diensten seiner Durchlaucht des regierenden Herzogs von Braunschweig, zu Dehls ausgestellt, und von dem Jauerniger Bürger Paul Eckel, Kammerdiener des Fb. Schaffgotsch durch 24 Jahre. Letztere ist vor dem städtischen Magistrate unter vorheriger Eideserinnerung aufgenommen worden. Auch Duffel bietet über seine Aussagen den Eid an. Die Datierung aller dieser Schriftstücke fällt in die Zeit vom 29. April bis 18. Juli 1796, also später als ein Jahr nach dem Tode Schaffgotsch, sodaß die Verquickung mit der Verweisung vom Schlosse Johannesberg wohl nur eine Vermutung oder ein Erinnerungsfehler Dittersdorfs sein dürfte. Nun zu den tatsächlichen Vorkommnissen!

Im November 1785 wurden die diesseitigen Bistumsgüter auf allerhöchsten Befehl durch den damaligen Staatsgüterdirektor Freiherrn von Raschitz in staatliche Administration übernommen, welcher die Zerstückelung der drei im Freivaldauer Amte gelegenen Vorwerke, Niklasdorf, Saubsdorf und Freivaldbau, durch den Robotabolitions-Kommissär von Stettenhoven veranlaßte. Nur von dem Freivaldauer Vorwerk blieben 300 Meßen übrig, welche dem damaligen Brauuarbpächter gegen Pachtzins überlassen wurden.

Als aber Kaiser Leopold 1790 dem Fürstbischöfe wiederum die eigene Verwaltung der Güter eingeräumt hatte, hob der Fürstbischöf den Brauuarpacht auf und nahm diese 300 Meßen in eigene Bewirtschaftung. Es stellte

Handwritten text:
 400 Meßen ...
 Robert von Berg im Jahr 1794.
 Fürst Maximilian ...

Handwritten text:
 Vergleich der echten mit der gefälschten Unterschrift des Bischofs
 Am 7ten April 1794
 J. von ...

Vergleich der echten mit der gefälschten Unterschrift des Bischofs

sich aber heraus, daß eine solche nur mit großem Schaden für die Renten durchgeführt werden konnte, weil die vorhergegangene Administration alles lebende und tote Inventar verkauft hatte und die darauf lastenden Robotpflichten abgelöst worden waren. Da versiel der Fürstbischöf darauf, diese Ackerstücke mittelst Dekret vom 16. Juni 1792 an seine Freivaldauer Beamten käuflich aufzulassen, ohne daß dieselben darum eingeschritten wären. „Unseliger Gedanke, der den Fürsten damals begeisterte, daß er diese Gründe nicht an Unterthanen, sondern an die Freivaldauer Beamten abzulassen befahl“, sagt Dittersdorf in seiner Verantwortung und vermutet als Grundzug dieses Gedankens, daß sich der Fürst den Beamten für seine Bewirtung auf ihre Kosten auf der Flucht vor der preussischen Besetzung im Erbfolgekrieg erkenntlich zeigen wollte. Die übrigen in Betracht kommenden Beamten waren Amtsverweser Johann Josef Dehls, Kammerrat Ignaz Dittrich, Waldbereiter Johann Blühdorn und Waldbereiteradjunkt Erdmann Richter, denen allen die Bewirtschaftung der zu erwerbenden Grundstücke leicht möglich war, da sie ohnehin Dienstacker besaßen. Auch die bevorstehende Ernte erhielten sie gegen Bezahlung des Samens überwiesen.

Dittersdorf hatte aber Bedenken wegen der Bestätigung der Käufe durch das Kreisamt, weil am 31. August 1792 eine allerhöchste Entschliesung erlossen war, welche derartige Zerstückelungen untersagte, und außerdem die Zustimmung des Domkapitels mangelte. Beide Einwände trug er dem Fürsten vor. Ersteren lehnte dieser unter der Begründung ab, daß die Käufe am 1. Juli erfolgten und das Gesetz vom 31. August nicht rückwirkend sein könne, bei letzterem verwies er auf die vielen Auflassungen in Johannesberg zur Gründung der Kolonie Schloßfreiheit, welche ohne besondere Zustimmung des Domkapitels erfolgt wären, im übrigen werde er sich mit diesem schon aus-

einanderzusetzen wissen. Dittersdorf aber schob das Einschreiten um die Bestätigung durch das Kreisamt immer noch hinaus. Ein Jahr war nach dem Kaufe verflossen, als der Fürstbischöf wiederum die Sprache auf die Käufe brachte, deren Kaufpreis er endlich „in seiner Chatouille“ sehen wollte, wie Dittersdorf meint. Bei dieser Besprechung war der Amtsverweser von Freivaldbau, Dehl, gegenwärtig, welcher nun den strikten Auftrag erhielt, die Käufe zur Bestätigung dem Kreisamte vorzulegen, während Dittersdorf damals dauernd in Johannesberg beim Fürsten bleiben mußte. Nach drei Monaten traf die Bestätigung vom Kreisamte ein. Kaum hatte Dittersdorf die seine in Händen, als bei ihm der Freivaldauer Papierfabrikant Wurscher erschien und um Einsicht in die Bestätigung bat. Als dieser aus derselben erlah, daß sie „infolge höchster Entschliesung“ erteilt worden war, stellte er Dittersdorf den Antrag, ihm seinen Leil, der an die Papierfabrik stieß, abzukaufen, da er beabsichtigte, diese auf das doppelte zu vergrößern und bot ihm schließlich für Acker und Wiese 1660 fl. an. Dittersdorf hatte als Kaufpreis 315 fl. erlegt, beziehungsweise sich vom Gehalt abziehen lassen, er behielt sich aber Bedenkzeit vor, während welcher er dem Fürstbischöfe das Angebot vortrug. Dieser antwortete ihm: „In Gottes Namen gib sie hin, denn es ist mir lieb, wenn Du sie verkaufst, so hast Du keinen Vorwand mehr, um zu verreisen.“

Diesen Vorgang benützten nun die Gegner Dittersdorfs, an deren Spitze Vinzenz von Gschmeidler stand, welcher statt seiner Amtshauptmann in Johannesberg geworden war, um ihn einer eigenmüßigen Schädigung der Bistumsinteressen zu beschuldigen, aber erst ein Jahr nach dem am 5. Jänner 1795 eingetretenen Tode Schaffgotschs, dessen Krankheitszustand während des Jahres 1794 ihren Bestrebungen, Dittersdorf vom Fürsten fernzuhalten, besonderen Vorschub leistete. Seine körperlichen und geistigen Fähigkeiten waren vollkommen zusammengebrochen, er konnte weder Arme noch Beine bewegen, so daß ihm jegliche Nahrung mit dem Löffel beigebracht werden mußte, Gehör und Gefühl waren dem Erlöschen nahe. In diesem Zustande war es den Widersachern Dittersdorfs, während dieser krank zu Hause lag, leicht, dem Fürsten das Schloßverbot für ihn zu unterschieben. Zeuge Duffel sagt sogar aus, daß während dieser Zeit Berichte an das Subernium, Domkapitel usw. hinausgegangen sind, welche garnicht von ihm, sondern von andern, die seine Handschrift nachzuahmen imstande gewesen, unterschrieben waren. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß das an Dittersdorf ergangene Schloßverbot dem Fürsten, der vielleicht noch die groß geschriebene Ueberschrift „Lieber Getreuer!“ lesen konnte, zur Unterschrift, die übrigens in den eigentlichen Text hineinfließt und damit von seiner Schwäche zeugt, unterschoben wurde, ohne daß der Fürst von dem eigentlichen Inhalte eine Ahnung hatte. Aber nicht nur Schädigung des Bistums, sondern auch die Erschleichung jenes Kaufes durch Ueberredung des Fürsten wurde Dittersdorf in der Anklageschrift vorgeworfen und behauptet, daß der Fürst am 3. August 1792 ein Widerrufungsdekret bezüglich der Käufe erlassen habe. Dieses Dekret, falls sich ein solches vorfände, bezeichnet Dittersdorf als gefälscht, zumal er und die beiden Zeugen sich in jenem Jahre Tag und Nacht in unmittelbarer Nähe des Fürsten befunden, Dittersdorf sogar im Nebenzimmer logiert hätte, und trotzdem von demselben nicht das geringste wußten. Die Einsicht in dasselbe wurde ihm von seinen Gegnern verweigert.

Dittersdorf deckt aber auch die Ursachen, weshalb ihn seine Gegner so hartnäckig verfolgten, auf. Ein Johann von Gschmeidler diente seit 1790 als fürstlicher Kammerrat, Oberwaldaufseher und Amtsverweser in Freivaldbau.

Seine rüde Art, mit den Untertanen zu verfahren, hatte ihn schon auf seinem früheren Amtposten bei den k. k. Kameralgütern in Mähren ausgezeichnet. In Freivaldau erbot er sich bei einer Versammlung der Scholzen des Bezirkes dergestalt über dieselben, daß er ihnen sagte: „Ihr verfluchten Kerls! Ich will Euch schon zu Paaren treiben! Ich werde euch Scholz und Gerichte mit nächsten statt der Pferde vor den Düngewagen spannen, und ihr sollt mir den Dünger auf den Gräbenberg führen.“ Die Scholzen erhoben gegen diese Behandlung Beschwerde direkt beim Fürsten und verlangten Verweisung dieses Amtsverwesers. Dittersdorf wurde mit der Untersuchung des Vorfalles betraut und erteilte den Scholzen einen Verweis, daß sie sich unter Umgehung des Herrschaftsamtens direkt an den Fürsten gewandt hatten. Johann von Gschmeidler jedoch wurde nach Zuckmantel versetzt, von wo er wegen anderer Ursachen nach vierteljähriger Aufkündigung seines Dienstes entlassen wurde. Hierüber geriet sein Bruder, der damalige Kammerrat in Johannesburg, Vinzenz von Gschmeidler, in eine so unbezähmbare Wut, daß er dem Fürsten ein impertinentes Schreiben zuschickte, worin er dem Fürsten mit der unwürdigsten Dreistigkeit geradezu gestand: er hätte alle die sauberen Plänchen dem Domkapitel mit unauslöschlichen Farben geschildert usw. (wörtlich). Dieses Schreiben mußte Dittersdorf dem Fürsten gerade vor dem Coupé in Gegenwart sowohl derer, die die fürstliche Tafel zu genießen hatten, als auch sämtlicher Bedienten, die dabei Aufwartung machten, laut vorlesen. In diesem Hasse Gschmeidlers gegen ihn sieht Dittersdorf den Schlüssel der wider ihn erfolgten Anzeige.

Die ihm unterschobene böse Absicht, durch Ueberredung des Fürsten, während dessen Anwesenheit in Freivaldau, die Hinlassung der Acker erschlichen zu haben, widerlegte Dittersdorf durch die Zeugenaussage Paul Gdels, nach welcher er ein einziges Mal mit dem Fürsten in Freivaldau nur wenige Minuten allein war, als der Fürst ihn, den ein hitziges Fieber aufs Krankenlager geworfen hatte, in seinem Zimmer besuchte.

Zum Schluß seiner Rechtfertigung verlangt Dittersdorf für die ihm durch die Anklage angetane schwere Kränkung eine Genugthuung durch die oberste Hofstelle, da er wie jeder rechtschaffene Mann seine Ehre und guten Namen, den er in der Grube seiner Frau und Kindern hinterlassen wollte, wie billig seinem Leben gleich, ja noch höher schätzte, sonst wäre er genötigt, das nächste Kriminalgericht um die Untersuchung seiner selbst anzugehen und von dem Befunde seiner Unschuld seine Genugthuung zu erwarten.

Die Einbegleitung der Rechtfertigung durch die Johannesberger Administration beharrte zwar auf ihrer in der Anklage niedergelegten Ansicht und bezeichnete Dittersdorfs Rechtfertigung als eine Erzählung, beantragte aber nur, ihm einen derben Verweis zu erteilen, was darauf hindeutet, auf welcher schwachen Füßen die Anklage beruhte. Der Interkalar-Administrationsleiter Freiherr von Melniky und später Greppelsberger, welcher die Einbegleitung von Dittersdorfs Rechtfertigung zeichnete, scheinen Opfer der Rachsucht Gschmeidlers geworden zu sein, da sie von dem ganzen Vorgange erst durch letztgenannten unterrichtet worden sein konnten. Die Wahrheit der Zeugenaussage Duffels inbetreff der Fälschung der Unterschrift des Fürstbischofs geht auch aus einem in den Familienpapieren der Grafen Schlegenberg vorfindlichen Briefe des Bischofs an den Grafen Anton Schlegenberg in Weißwasser hervor. Dieses Schreiben vom 16. Dezember 1794, also 25 Tage vor dem Tode des gelähmten Bischofs, trägt seine Unterschrift so korrekt geschrieben und besonders bei den Worten „von Breslau“ so täuschend nachgeahmt, daß hier der Vollzug der Unterschrift durch fremde Hände geschehen sein muß. Unter

solchen Umständen mußte eine Untersuchung der Angelegenheit von Seiten eines Kriminalgerichtes auch den Administratoren sehr unerwünscht sein.

Die Entscheidung der Hofkanzlei brachte dann auch die Losprechung Dittersdorfs von jeglichem Verdachte einer eigenmächtigen Handlung.



Dittershof bei Freivaldau, eine Gründung Dittersdorfs

Mythische Berge und Felsen

Neue Beiträge zur Erklärung der Natursagen

Dr. Fr. Veschele

Nur dem Wanderer, der ohne Haß mit liebevollem Verstehen das Bild der Landschaft in sich aufnimmt, erschließt die herbe Natur ihre tieferen Geheimnisse. Die Deutung der Natursagen, die an vielen Stellen in einsamer Bergeshöhe und im stillen Wald haften, kann nicht durch verstandesmäßige Betrachtung, sondern eher durch ein verstehendes Fühlen gewonnen werden. Ihr Hauch ist so zart, daß ihn ein festes Zugreifen zerstören muß.

Das Bild unserer Heimat ist nicht mehr das einer Naturlandschaft. Denn im Vordringen technischer Neuerungen hat der Mensch allmählich die Erdoberfläche durchforscht und so die Natur des Wunderbaren entkleidet. Felsen wurden abgetragen, weite Forste niedergelegt und wieder angepflanzt, Dedland dem Ackerbau gewonnen und Sümpfe entwässert. Damit gingen auch die an solchen Stellen rankenden Sagen mit verloren. In ihrem Naturzustand geblieben sind nur Bergeshöhen und das Innere hochgelegener Wälder, verwiterte Felsen im Gebirge, die eine industrielle Verwertung nicht zulassen und einsame Hochmoore, in welche die menschliche Kultur nicht eindringen kann. Diese Landschaften mögen noch so wie vor vielen Jahrhunderten auf den einsamen Wanderer wirken, dessen Fuß sie betritt. Das sind die Stellen, wo auch heute noch die Natursage Leben zeigt. Ist der Mensch in den steinernen Mauern seiner Städte im Tal vor den Unbilden des Wetters geschützt, zittert der Landmann nicht mehr vor Blitz und Ungewitter, welche die Arbeit seiner Hände vernichten können, so wird der Mensch, der einsam durch eine echte Naturlandschaft im Gebirge schreitet, noch den Atem der Jahrtausende spüren, wenn er in Sturm und Ungewitter, Nacht und Nebel schußlos im wilden Forste den Elementen

preisgegeben ist. Nicht am Studiertisch, im hellen Licht der Forscherlampe, sondern am Herzen der Natur selbst, die sich segnend, heilend, heiligend den Menschen offenbart, aber auch furchtbar, vernichtend, zerstörend wirken kann, wird er das Verständnis für den Mythos gewinnen, der so alt ist wie das Menschengeschlecht selbst und vor aller Kulturentwicklung steht. Dem unerschrockenen Manne, der im Wintersturm auf Bergeshöhen, im weglosen Urwald um sein Leben kämpft, enthüllen sich die Bilder der alten Sagen, die von wilden Unholden, Berg- und Waldgeistern vom wilden Jäger, vom gespenstischen Fuhrmann und vom ruhelosen Hirten zu erzählen wissen.



Abb. 1



Abb. 2

Im Gebirge wird die Natur mystisch lebendig, da hört man die Stimmen der klagenden Seelen im Sturm, den Ruf des Berggeistes im Echo, das aus Felsenwänden zurückschallt. Die sagenhafte Stimme des Seehirten im Reihwiesener Moor: Johoho ist wohl so zu deuten. (Jeder Wanderer kann diese Ansicht nachprüfen, wenn er vom Gasthof Seidel, Dittershof aus das doppelte Echo weckt, das die bewaldeten steilen Berghänge in der Richtung Reihwiesen erzeugen). So wird der Schrei des Waldkauzes in der Nacht zum Geisterruf, der Fuß der Pflanze im steinigen Boden zum koboldhaften Wurzelmännchen (S. Abb. 1, Wurzelmännchen, gefunden von Prof. Zimmer-Troppau im Wilden Steingraben), ein einfacher Waldbaum, der im Tal klare Linien hat, wandelt sich, von Wind und Wetter zerzaust und moosbewachsen, zum drohenden Gespenst, im Winterkleide wächst er zur Riesengestalt des Berggeistes, der in wehendem Sturmumantel, von seinem Hunde begleitet, über dem Kamm hinschreitet, Wolkenformen werden zur wilden Jagd gespenstisch hagerer Gestalten, die ein Reiter anführt. (S. Abb. 2 und Abb. 3.)

Man hat viel zu sehr rein wissenschaftlich rationalistisch solche Sagen von Berggeistern deuten wollen und das letzte Wort ist auf diesem Gebiet der Volkskunde noch lange nicht gesprochen, wie der sich schon Jahrzehnte hinziehende Streit um den Berggeist des Riesengebirges zeigt. Die Forschung aber

schreitet, wenn auch langsam, vorwärts, ob aber die endgültige Lösung gefunden wird, bleibt eine ungewisse Frage. Vielleicht fehlt uns eben jene Fähigkeit, uns in die primitive Auffassung der Naturlandschaft zurückzuversetzen. Das Negative steht eher fest, als die für positiv angesehenen Denkergebnisse. Die Deutung mythologischer Landschaftsbilder nach Art des Guido List, die Herleitung der Sagen aus der Götterlehre mag abgetan sein, doch auch die einseitige Erklärung solcher Vorstellungen aus dem Totenkult und der Totenfurcht des Primitiven, wie sie Hans Naumann, Leipzig, annimmt, der Hinweis auf krankhafte Sinnesstörungen bei der Entstehung mancher Sagenbilder, werden der kritischen Forschung gleichfalls nicht standhalten können, die Methode, Natursagen als



Abb. 3

auf literarischem Wege in das Denken des Volkes eingeführt aufzufassen, ist wohl als veraltet anzusehen. Die Hinweise auf astrale Erscheinungen werden ebenfalls häufig abgelehnt und die Beziehungen mit Wettervorgängen werden ernstlich angefochten. Die moderne Forschung schlägt den richtigen Weg ein, wenn sie versucht, zunächst einmal den seelischen Vorgang bei dem Zustandekommen der Sagenvorstellungen zu durchleuchten und sich in die geistige Einstellung einer frühen Menschheitsstufe zu den Naturerscheinungen zurückzudenken.

Man sollte einmal den wandelbaren Koeffizienten der literarischen und historischen Vielgestaltigkeit wegzulassen versuchen und den Grundwert schärfer zu erfassen streben.

Als sicher muß gelten, daß die Gesamtheit der Natursagen eines Gebietes in engster Beziehung mit der Natur der Landschaft steht. So zeigen uns die klassischen Sagen ein genaues Abbild Griechenlands, seiner Landschaft, seines Klimas, seines Tier- und Pflanzenlebens, wie die nordischen Erzählungen dieser Art in der Edda den Charakter ihres Landes tragen, das sie hervorgebracht hat. Diese Weisheit ist alt (Das Wetter, Bibl. der Länder- und Völkerkunde, Herder-Verl. Freiburg, 1894, 1. Kap. Mythen.), scheint aber heute eher in Vergessenheit geraten zu sein. Man wird dem Kernpunkt näherkommen, wenn man über die Jahrhunderte hinweg den Weg zurück zu einem einfachen, aber doch an erregenden Kräften vielgestaltigen Vorstellungskreis zu finden sucht. Mit Recht hat Prof. Schneider-Hohenelbe nachgewiesen, daß in der Sagen-gestalt Rübezahls alle Kulturabschnitte der Vergangenheit ihren Niederschlag gefunden haben. (Jahrbuch 1930 des Riesengebirgsvereines).

Bei der Forschung müßten sich verschiedene Wissenschaften die Hände reichen. Die Sprachwissenschaft, die literarische Forschung nach zeitlich früheren im Schrifttum belegten Aufzeichnungen können zur Hilfeleistung herangezogen werden, doch die Seelenkunde des primitiven Menschen, die heute noch in den Anfängen stehende Wetterkunde, die aber gerade für die Kindheitsstufe der Menschheit in jener Zeit, da der Mensch Jäger, Fischer und Bauer war, eine überragende Rolle gespielt haben muß, wird uns eher zu Ergebnissen führen. Die Gepflogenheit, daß ein Zweig der Wissenschaft den anderen ausschaltet, wird uns jedenfalls nicht dem Ziele nähern. Im folgenden soll der Versuch gemacht werden, eine solche gemeinsame Grundlage, welche eine gewisse Viel-



Abb. 5

heit von Erregungen, als Ausgangspunkt der Sagenbildung annimmt, durch Hinweise auf die Wirkung einfacher Naturvorgänge und Erscheinungen zu finden. Denn der Stützpunkt der Sage ist ein sichtbarer Gegenstand, an dem die Tätigkeit der menschlichen Phantasie Anlehnung nehmen kann. Wie erfährt der Mensch die Natur? Mit seinen Sinnen, die ihm als Lebewesen gegeben sind, durch das Auge, durch das Ohr und durch Kenntnisaufnahme der Wirkung ihrer Erscheinungen, die auf dem Wege des logischen Schlusses zum geistigen Bewußtsein kommt, auch wenn die unmittelbare Anregung des Geh- und Hörvorganges fehlt. Zu diesen physikalischen Vorgängen tritt nun ein geistiges Element hinzu, das über die verstandesmäßige Auffassung des Geschehens in der Natur hinaus geht, die Arbeit der menschlichen Phantasie, die, wie die Vernunft als Erscheinungsform des Erkennens, als eine andere Geistesfunktion, die des Gefühls, doch denselben Anspruch (in der Zeit primitiver Gemeinschaftskultur sogar einen höheren Wert) bei der Urteilsbildung erheben darf.

Man erkennt diese vier Voraussetzungen bei der Geburt der Sage: die Erfassung 1. des Schaubildes (Gehvorgang, optische Apperzeption), 2. die des Klangbildes (akustische Apperzeption) und 3. die der Wirkung durch den Denkvorgang des logischen Schlusses (Apperzeption der Wirkung). Mit diesen drei Grundelementen, die für sich getrennt oder auch gemeinsam vorkommen können, verbindet sich ein rein psychologischer Prozeß, der unter dem Eindruck einer gewissen inneren Erregung (Freude, Furcht, Grauen) das Gefühlsbild auf die reale Lebensfläche projiziert. Da wir für den Zustand einer frühen Kulturstufe kein individuelles geistiges Leben im einzelnen Menschen annehmen dürfen, son-

dern ein Massendenken und -Vorstellen, bildet sich auch ein gemeinsames Motiv heraus, das nur nach den Verschiedenheiten der Landschaftsformen wechselt. Da in einer gewissen Schicht der Entwicklung dieselben Hirnvorgänge für verschiedene auf gleicher Kulturstufe stehende Menschheitsgruppen anzunehmen sind, erklärt sich die oft überraschend gleichartige Konstruktion mythischer Sagen bei örtlich und zeitlich weit getrennten Völkern. Eine gewisse Verschiedenheit bei der Weiterentwicklung des einmal gefundenen Motivs ist nur bedingt durch die im kulturellen Werdegang wechselnden Lebensbedingungen. Von einer tiefen Stufe religiöser Erregung, dem allgemeinen Dämonenglauben, vor welchem bei vielen Völkern allerdings in weiter Ferne eine gewisse Eingottvorstellung zu stehen scheint, schreitet der Mensch zur Gruppierung der gesamten Erscheinungswelt unter die Herrschaftsbereiche weniger lebend gedachter, göttlicher Wesen fort. Die Leichendämonen präanimistischer Vorstellung werden in der agrarischen Kulturperiode zu Vegetationsgeistern und Wetterdämonen, die in heroischer Stilform als Götter erscheinen. Unsere Natursagen sind nicht aus dem Götterglauben, sondern aus der älteren Vorstellung von Wettergeistern abzuleiten, weil im wesentlichen die agrarische Kulturperiode, die sie erzeugt hat, heute noch nicht überwunden ist.

Als mächtigster Geist unseres Gebirges lebt in alten Sagen der Herr des höchsten Berges, der Altwater, der allerdings in literarischer Auswertung seine ursprüngliche volkstümliche Gestalt bedeutend verändert hat und zu einer Gottwater-Gestalt mit mächtigem weißen Bart, wallendem Mantel, Zepher und Krone geworden ist. In älteren Sagenformen ist er dagegen noch der in der Tiefe hausende Berggeist, der in seinem Wirken an die Jahrhunderte lange Bergbautätigkeit im Gebirge erinnert. Durch sein Bild schimmert aber die Vorstellung eines naturhaften Wettergeistes hindurch, dessen Attribute der hüllende Mantel, der wehende Bart, der breite Hut und der keulenartige Stab sind, wenn er nicht unter Donner und Blitz sogar einen Hammer schwingt. Mit dem Mantel fährt er durch die Luft und entführt Liebende, um sie vor Verfolgern zu schützen. (S. A., Peter II., S. 126.) Der Bergname steht sicherlich im Zusammenhange mit dem Geiste, nur ist schwer zu entscheiden, welcher der frühere war. Der Berg ist offenbar Aufenthalt des Wesens, ja oft das Wesen selbst. Wettererscheinungen hält man im Sprachgebrauch fest, indem man sagt, der Altwater setze seine Kappe auf, ziehe seinen Mantel an, wenn sich der Schneeberg im November in Weiß kleidet, sagt man, St. Martin komme auf dem Schimmel geritten. Der Name wurde erklärt aus dem Germanischen alda und fadhir der Vater des Alts, (nicht der alte Vater). In der Betrachtung einer mehr nüchternen Forschung erscheint er als der alte Vater-Großvater, als höchster Berg gegenüber dem kleineren (Kleinwater). Diese Erklärung als reiner Bergname kann aber auch nicht als zureichend angesehen werden, weil auch der Altwaterwald, der nicht nach einer großen Erhebung so genannt wird, denselben Namen trägt, aber auch einen Wettergeist beherbergt, der mit diesem Berggeiste verwandt ist. Auf vielen alten Karten kennt man den Namen gar nicht und findet den Berg als Neisser Schneeberg bezeichnet. Das deutet darauf hin, daß die Namengebung von der Ebene her erfolgt ist, wie beim Spiegler-Schneeberg, der in älterer Zeit nach der Stadt Glaz benannt ist und im Glazerland diesen Namen auch stets behalten hat. Die nüchterne Auffassung des Namens als Großvater, Urahne, zeigt auch die tschechische Uebersetzung Praděd. Doch auch hier melden sich Stimmen, welche die Uebersetzung als unzureichend empfinden und eine andere Herleitung versuchen, indem sie in dem Worte Vater den von den Karpathen her bekannten Bergnamen Fatra vermuten, der Feuerberg bezeichnen soll. Dementsprechend schlägt man vor, das Wort mit stará Fatra wiederzugeben. In

dieser Ansicht zeigt sich wiederum ein leichter Anklang mythischer Herkunft. Wenn man nun annimmt, daß das auf dem Peterstein wirkende Wesen derselbe Berggeist ist, findet man eine weitere Bestätigung dieser Annahme. Man hat den heiligen Petrus, der dort unter Donner und Blitz erscheint, unbedenklich dem Gewittergott Donar gleichgesetzt (Dr. Glama), dessen Kultstätten in West- und Süddeutschland häufig durch Peterskirchen verdrängt worden sind. Vielleicht aber ist die Beziehung nur eine sekundäre, sowie auch die Verwandtschaft des Felsengottes Wodan, des ewigen Fuhrmannes, wie er in der Edda heißt, mit dem Wesen im Fuhrmannstein nicht unmittelbar im Zusammenhange stehen muß. Zum Vergleiche ziehen wir den dritten großen Felsen heran, die Ammichsteine. Hier, erzählt die Sage, hätte der Riese Ammich aus Zorn, weil er beim Steinwurf im Wettbewerb mit dem Gegner unterlag, mit seinem blitzenden Schwerte den Felsen gespalten, sodaß man den Riß noch heute weit ins Tal hinaus klaffen sieht. Auch hier wäre die Parallele mit dem Gewittergott leicht zu finden, eine solche Feststellung aber doch als voreilig anzusprechen. Denn für alle drei Wesen kann man eine einheitliche Grundlage festlegen. Der Wettergott im Gebirge, vom Tale aus gesehen und mit Freude und Furcht erwartet, der hüllende Wolkenmantel, der Sturm und Regen anzeigt, der Hut oder die Haube, welche der Altvater trägt, die auch heute noch schlechtes Wetter meldet, der zuckende Blitzstrahl sind die optischen Erfassungen des Wettervorganges, das Donnerrollen des vom Fuhrmann gelenkten Wagens, ist die akustische Apperzeption, der Riß im Felsen seine zerstörende Wirkung und die Brotladung, welche der Fuhrmann über die Berge herüberfährt, oder die der Liebe-Fruchtbarkeit dienende Kraft des Wesens auf dem Peterstein ist die Wachstum spendende, segnende Wirkung des Wettergeistes. Werden diese Vorstellungen durch die menschliche Phantasie verpersönlicht, so entstehen die Bilder verschiedener Berggeistgestalten, die im Grunde doch nur verschiedene Erscheinungen desselben Wesens sind, nur gewandelt nach dem örtlichen Charakter der Stelle der Natur, an der sie haften. Man hat in neuerer Zeit versucht, die Beziehungen zu Wettervorgängen in den Hintergrund treten zu lassen, sicherlich mit Unrecht. Man bleibt viel zu sehr im einzelnen Beobachten befangen und untersucht alle diese Sagen nicht als Erscheinungen derselben Sagenreihe, sondern einzeln. Es sei hier darauf hingewiesen, daß gerade die Gebirge, die eine Streichungsrichtung von West nach Ost zeigen, also Wetter-scheiden sind, einen gemeinsamen Wettergeist in verschiedenen Formen zeigen, während die Nord-Süd verlaufenden Bergzüge keine solche Sagen-gestalt ausgebildet haben. Gerade Teile des Gebirges, welche wichtige Wettervorgänge der vorgelagerten Ebene stundenlang voraus anzeigen, beherbergen solche schön ausgeprägte Wetterdämonen: Das Nfergebirge eine Art ruhelosen Hirten, Riesengebirge Rubezahl, Schneeberggebiet Stämmichmann, unser Gebirge den Waldhansel, Grabenmann, gespenstischen Fuhrmann, Berggeist, Altvater, Johomann, Seehirt und andere kleinere Wesen dieser Art, der Böhmerwald den Stilzel. Auch in den Alpen kann man dieselbe Beobachtung machen in jenen Teilen, wo Bergzüge Wetter-scheiden sind: Waghmann Frau Hütt. Warum haben das Erzgebirge, der böhm.-mährische Höhenzug, die kleinen Karpathen keinen ähnlichen Wettergeist ausgebildet? Doch nur aus dem Grunde, weil sie keine meteorologischen Grenzen darstellen. Eine Forschung in dieser Richtung müßte Erfolge haben und auch für die mit soviel Energie in Bewegung gesetzte Rubezahluntersuchung Beiträge liefern können. Es sei davor gewarnt, daß man Deutungen wie Arkonoß als Halstuch allzu rasch abtut (Dr. Moeperts Auffassung), weil diese meteorologische Form durch Beobachtung als tatsächlich vorhanden festgestellt werden kann. In einer Höhe von etwa 1000 Metern beginnt eine neue Luftschicht. In der Berührungsfläche entstehen nun

gewisse Erscheinungen, welche untrügliche Wetterzeichen sind. Bald ist die untere Schicht von Nebel erfüllt, dann ragen die Bergkluppen über 1000 Meter wie Inseln aus einem weißen Meer, es tritt eine Art Wetterumkehrung ein, da oben die Sonne scheint, während im Tale eine tiefe Temperatur herrscht. Die andere Form ist die, daß die Ebene im Süden den weißen Nebel führt, die nördlich des Berges dagegen klares Wetter hat. Dann fließt der Nebel-

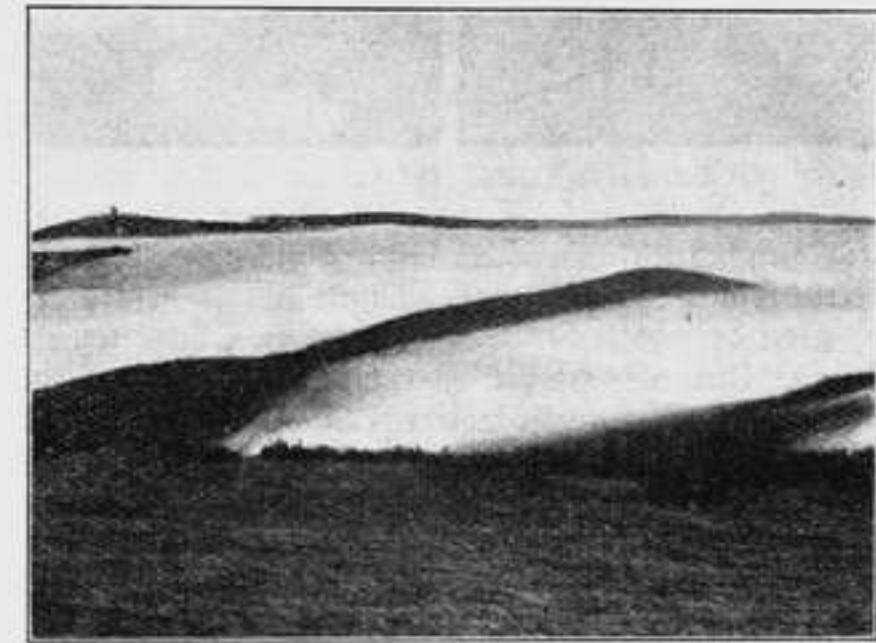
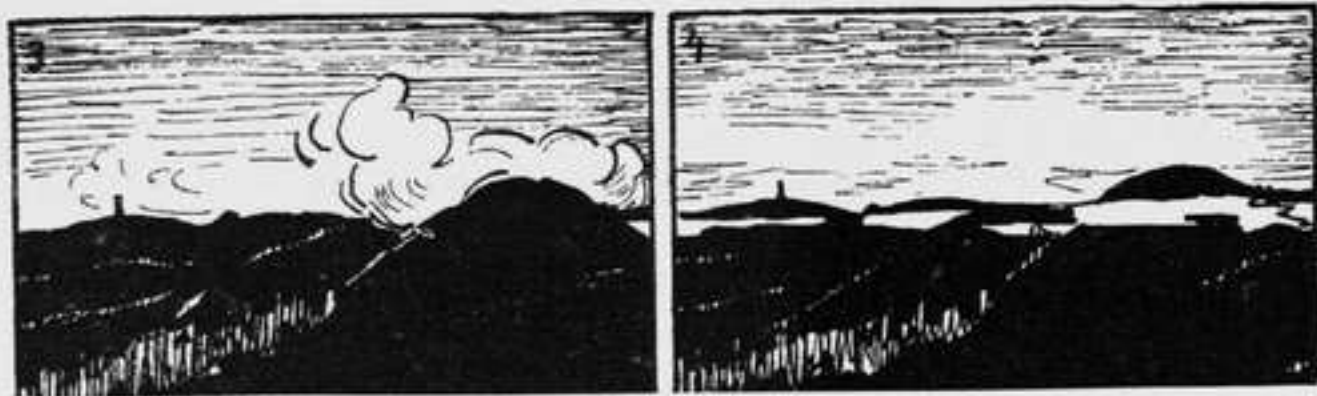


Abb. 4

mantel über den Bergkamm ins Tal. (Mantelform s. Abb. 4 Lichtbild und schematische Zeichnung Nr. 1). Diese Form deutet auf Sturm, „der Wind liegt im Gebirge, der Berg hat den Windmantel an, steckt im Nebelsack“. Die Berge sind gleichsam verschwunden (Tarnmantel). Eine andere Erscheinung ist die, daß gerade die Bergkluppen von Wolken bedeckt sind, es ergibt sich die eng an den Gipfel anschließende Haubenform, „der Berg setzt die Nebelkappe auf, zieht die Kapuze über, hat die Haube auf“. Die Erscheinung deutet auf Regen (s. Zeichnung Nr. 2). Das Haupt des Berges ist unsichtbar geworden



(Tarnkappe). Wenn die Ränder dieser Haube die Neigung zeigen, sich aufzuklappen, zu „türmen“, Hutform, meteorologisch auch Pilzform genannt, ein Ausdruck, den der volkstümliche Sprachgebrauch nur in der Form kennt, daß Pilz = Hut gleichgestellt wird, deutet ein Gewitter an (s. Zeichnung Nr. 3). Nun kommt (allerdings selten) eine andere Form vor: In eben dieser Höhe, etwa 1000 Meter, bildet sich ein schmaler Nebelstreifen, wie ein schwebender Schleier, der zwischen den beiden Luftschichten zu ruhen scheint, nur am Morgen längere Zeit sichtbar bleibt und sich dann langsam hebt und verflüchtigt (s. Zeichnung Nr. 4). Das könnte die Halstuchform sein, für die sich in der Volks-



sprache vorläufig kein Beleg erbringen läßt. Vgl. aber: Maria trocknet ihren Schleier, die Nebelfrauen hängen ihre Wäsche auf. Diese Form sagt schönes Wetter voraus. Von der Höhe des Berges sieht man diese feine Schichtung oft wochenlang als eine klar abgegrenzte Horizontlinie. Dann ist das Wetter beständig und ändert sich erst, wenn die Erscheinung, die nur bei völliger Windstille möglich ist, verschwindet. Diese Wetterzeichen kann man unmöglich als nebensächlich ablehnen, weil auch heute noch der Bauer, besonders in der sorgenvollen Erntezeit, abends der untergehenden Sonne nachsieht und einen Blick auf die Berge wirft, die ihm das Wetter künden. Daß sich aus solchen Beobachtungen auf einer frühen Kulturstufe Sagen gebildet haben, ist durchaus verständlich. Doch ein anderer Umstand muß noch hinzutreten, wenn ein bestimmtes Sagenwesen entstehen soll. Wie beim Ammichstein der flaffende Spalt im Felsen den Ausgangspunkt zur Erregung der Volksphantasie darstellt, so beim Fuhrmannstein die bestimmte Form, die der Felsen von zwei Seiten zeigt. Diese Sage ist eine Felsenverwandlungssage: Der frevlerische Fuhrmann wurde von Gott (M. Peter II., S. 87.) oder vom Berggeist Altvater (fälschliche literarische Form, Josef Lowag) in Stein verwandelt. Die Lichtbildaufnahmen des Felsens zeigen in der Regel nur mehrere unregelmäßige Türme, obwohl nach der Sage eine bestimmte Gestalt, die eines Wagens, zu erwarten wäre. Und tatsächlich ist diese Form des Felsens, aus einer bestimmten Richtung gesehen, deutlich erkennbar. Hoch oben auf dem steilen Ramm zeichnen sich die Umrisse eines hochbeladenen Wagens ab, man sieht den Fuhrmann in der Kelle sitzen, ja sogar die Pferde vor dem Fuhrwerk, denen der Kopf fehlt. Schaut man den Felsen nicht von der Seite des Heidebrünnels her, sondern aus der Richtung Goldenstein an, so erscheint er wie ein versteinertes Riesenkopfe, ja sogar etwas wie eine vorgeschobene, drohende Faust ist erkennbar (s. Abb. Nr. 5). Daß die Entstehung der Sage mit dieser auffallenden Gestalt zusammenhängt, beweisen die verschiedenen Fassungen, welche immer die Erzählung in Zusammenhang zur Burg Goldenstein stellen. Also geht man wohl nicht fehl, wenn man den Ausgangspunkt der Sagenbildung an dieser Stelle vermutet. Allerdings muß in der menschlichen Gemeinschaft, welche die Sage formte, die Vorstellung eines mächtigen Wettergeistes im Gebirge vorhanden gewesen sein. So ergeben sich bei der Zergliederung dieser Sage wiederum alle vier Grundelemente der mythischen Natursagen: Wagenform und Riesenkopf, optische Apperzeption, Donnerrollen, gedeutet als das Geräusch des über Steine und Felsen hin polternden Wagens, der Fuhrmannsruf, der die Pferde antreibt, Joho, Peitschenknall und Schläge, Pferdewiehern, akustische Apperzeption, wie bei den verschiedenen Formen der wilden Jagd, die oft auch in Wagenform erscheint (vgl. Böhmerwaldsagen, Waslitz), die Brotvernichtung, da der wilde Fuhrmann in seinem Zorne Brote seiner Wagenladung unter die Räder legt,

ist die Apperzeption der Wirkung: die Zerstörung der Ernte durch das Gewitter. Der psychologische Vorgang in der Seele des Menschen formt den segensbringenden Wettergeist in einen furchtbaren Frevler gegen die Heiligkeit des Brotes um, weil Gewitter, die sonst erwünscht sind, wenn sie aus dieser Richtung kommen, vernichtend wirken. Diese Sagenform kann nun in unserem Gebirge in einer Linie verfolgt werden, die am Rande der Ebene auf den Vorbergen vom Glazerland angefangen über Törgsdorf (der versunkene Fuhrmann, der Salz und Brot führte), Weidenau, der versunkene, bezw. in Stein verwandelte Hämann, der Jehomann von Alt-Rothwasser, der mit seiner Brotladung von der Erde verschlungen wird, der Johomann auf den Hügeln vor dem Holzberge bei Niklasdorf, der Fuhrmann von Olbersdorf, der Brot als Hemmschuh mißbraucht, der Fuhrmann von Bennisch bis zum Hallemann im Kuhländchen. So gewinnen wir eine Linie, die mit der Streichungsrichtung des Gebirges vollkommen übereinstimmt und Sagen aneinander reiht, die sicherlich von den auf agrarischer Kulturstufe lebenden Menschen der nördlichen Ebene gebildet wurden. Sie sind der Niederschlag ihrer Furcht vor den aus dem Gebirge her aufsteigenden Wettern, welche den Ertrag der mühsam gewonnenen Ernte vernichten. Die segnenden Wettergeister werden zu teuflischen Dämonen. Es ist ungefähr dieselbe Linie in der man Sagenformen der wilden Jagd feststellen kann, die vielfach mit den Sagen vom gespenstischen Fuhrmann verwandt sind. Wenn wir nun in anderen Gebirgen wie im Böhmerwald ähnliche Fassungen antreffen (Waslitz, der Fuhrmann als Wettermacher, die wilden Fuhrleute), so müssen wir wohl eine gemeinsame Grundlage annehmen. Diese erhellt auch aus anderen Sagenformen: Reihwiesener Seehirt und Rosshirt Stitzel, in denen sich genaue Entsprechungen vorfinden. Der gemeinsame Ausgangspunkt ist der Glaube an einen mythischen Dämon. Die in der Wesenheit des Gebirges, im Charakter seiner Landschaft und den in ihr auffallenden Formen, (Bergen, Felsen) welche die Phantasie des Anwohners anregen, gelegenen Verschiedenheiten bedingen bestimmte Einzelsagen, die sich später durch die Einflüsse individueller Phantasie, durch Verbindung mit historischen Namen und Ereignissen literarisch ausgestalten und immer mehr verzweigen.

Mit der mythischen Deutung allein kommt der Erklärer aber nicht völlig aus. Durch den Formenreichtum der vielen Wettergeister hindurch schimmert der Glaube an ein mächtiges Gott- oder Teufelwesen, den Herrn über alle Wettererscheinungen und ihre Wirkungen günstiger oder ungünstiger Art, den Erreger der Fruchtbarkeit und Fruchtvernichter, der Leben und Tod bestimmt. So leuchtet aus dem allgemeinen Volksglauben doch wieder die Mythologie. Und besonders ein Beleg für das Vorhandensein einer heidnisch-germanischen Gottheit in unserem Gebirge muß als feststehend gelten. Ein Teufelwesen, das unter Donner und Blitz durch die Lüfte braust, hat den Hinnewiderstein bei Karlsbrunn geschleudert, um die in der Kapelle betende Gemeinde zu vernichten, wie die Sage erzählt. Der erste Teil des Namens Henne, Hinne, der Tod und Teufel bedeutet, ist der Name eines germanischen Todesgottes, der in einer römisch-germanischen Inschrift des Rheinlandes als Channo bezeugt ist. Das ist durch die klaren und eingehenden Untersuchungen Siebs „Von Henne, Tod und Teufel“, Zsch. für Volkskunde N.F. II, Heft 1/2 1930 sicherer Boden geworden, auf dem man ruhig bauen kann. In der lateinischen Inschrift ist der Gott dem Mercurius gleichgestellt, der sonst Wodan entspricht (Vgl. Tacitus Kap. 9 und Paulus Diaconus). Anschließend an die sichere Erkenntnis, daß das Wort Henne, Hinne ursprünglich Tod oder Toter bedeutet haben muß, zeigt Siebs, daß wir die Benennung tatsächlich für Wodan, den Führer des Seelenheeres, den wilden Jäger gebraucht finden. Im zweiten Teil ist nichts anderes als ein Beinamen zu sehen, nicht etwa eine zweite Bezeichnung (Schlesisches Jahrbuch 1929—30 Dr.

Winter, Flurnamenforschung). Wir finden Widur, der Sieger, und Widbrir, der Wetterer, als Beinamen Wodans, der zweite Name würde für diese Sagenklärung besonders geeignet sein, da ja in der Erzählung der Teufel als Wetterdämon wirkt. Freilich läßt diese Benennung auch andere Deutungen zu. Hinnemwieder ist der Name für Karlsbrunn noch im 17. Jahrhundert, auch der Ortsname Wiedergrün in der Nähe ist heranzuziehen. Vielleicht steckt der Stamm wid = Holz, Wald, in den Ortsbezeichnungen. Aber die Deutung des ersten Bestandteiles ist als feststehend zu betrachten. So wäre erstmalig nachgewiesen, daß hier im Osten, sogar tief im waldigen Bergland der allgemeine Volksglauben Zusammenhänge mit der germanischen Mythologie zeigt und diese Beziehungen sogar im Namen bewahrt.

Das Wild im Altvatergebirge

Dr. Franz Streinz

Einen besonderen Reiz für jeden Bergwanderer bietet neben der Schönheit der Landschaft, die sich ihm beim Blick von freier Höhe erschließt, auch die Beobachtung der heimischen Pflanzen und Tierwelt. Mit Wohlgefallen ruht sein Auge auf den Blüten, die neben seinem Wege stehen, und mit Freude begrüßte er es immer, wenn vor ihm ein Reh oder gar ein Hirsch austritt.



Je weiter wir zum Gebirge emporsteigen, desto seltener treffen wir allerdings Vertreter der Wildarten, die für das ebene Gelände charakteristisch sind. Wohl hören wir auf den Feldern der Vorberge noch ab und zu Rebhühner rufen, aber im eigentlichen Waldgebiete fehlen sie ganz. Der Hase kommt in den tieferen Lagen, die an die Felder grenzen, noch etwas häufiger vor, im geschlossenen Bergwald ist er aber keine alltägliche Erscheinung. Einen schlagenden Beweis dafür bildet wohl die Tatsache, daß in den Schußlisten der Bistumsherrschaft Breslau, die neben den Waldbergen auch größere Feld-

gebiete in sich schließt, die Zahl der erlegten Hasen mitunter hinter der Abschußziffer des Rotwildes zurückbleibt.

Das einzige Wild, das sich in allen Lagen unseres Heimatlandes angepaßt hat, ist das Reh. Wir begegnen ihm in der Ebene, im Hügelland, in den Bergwäldern und selbst oberhalb der Baumgrenze im Krummholz und auf den Heiden.



Als Grenzgebiete zwischen den Wildgebieten der Vorberge und des eigentlichen Gebirges wird häufig der Wildzaun angesehen, der einen großen Teil unserer Bergwälder gegen die tieferen Lagen abschließt, und die meisten Besucher unserer Berge glauben in ihm ein Mittel zu erblicken, das einem Verlust an Wild durch Abwandern in die Nachbargebiete vorbeugen soll. In Wahrheit dient aber der Zaun nicht unmittelbar dem Schutze des Wildes, er wurde auch nicht gezogen, um ein oder das andere Stück vor der Kugel eines schußgierigen Nachbarn zu bewachen, sondern die namhaften Summen, welche die Errichtung und Instandhaltung der Zäune erfordert, werden nur deshalb geopfert, um noch größere Kosten für Schäden zu ersparen, die Reh und Rotwild anrichten würden, wenn es unbehindert auf die Felder austreten könnte. Mittelbar kommen allerdings die Zäune der Erhaltung des Wildes dadurch zugute, daß sie in dem eingefriedeten Gebiet die Hege eines größeren Wildbestandes ermöglichen, als es mit Rücksicht auf die sonst unvermeidlichen Feldschäden geduldet werden könnte; aber sie sind und bleiben nur ein Notbehelf und jeder Weidmann weiß, daß sie auch für das Wild andere Nachteile haben. Wenn zur Zeit der Schneeschmelze das Wild durch den Zaun behindert wird, aus dem nassen Wald auf sonnige Felder auszutreten, stellen sich häufig Krankheiten ein, die mehr Opfer fordern als die eigentliche Winterkälte. Gegen die Not des Winters kann der hegende Forstmann durch Fällen von Proßhölzern und entsprechende Fütterung Abhilfe schaffen, aber gegen die gesundheitlichen Gefahren, die dem Wilde im eingegatterten Raum drohen, ist er nahezu machtlos. Einzelnen Stücken gelingt es allerdings immer wieder, den Zaun zu überfallen oder durch schadhafte Stellen ins Freie zu gelangen. Um ihnen die Rückkehr zu ermöglichen, legt man an geeigneten Punkten im Zaun sogenannte Einsprünge an, durch die das Wild von außen leicht wieder in den umfriedeten Raum gelangen kann.

Innerhalb des Zaumes spielen als Nutzwild nur Reh und Hirsch eine bedeutende Rolle.

Der Stand des Rehwildes wird von den Wanderern gewöhnlich überschätzt, weil es sich im Gebirge leichter beobachten läßt, denn es ist hier viel vertrauter als in der Ebene, hält seinen Wechsel oft lange mit großer Regelmäßigkeit und ist nicht nur in den Morgen- und Abendstunden, sondern manchmal auch am hellen Tag, besonders von 10—12 Uhr vormittags, auf Plätzen mit guter Aesung zu sehen, die es umso fleißiger aufsucht, je spärlicher sie im Gebirge zu treffen sind. In Wirklichkeit ist der Rehstand in manchen Teilen des Gebirges trotz des geringen Abschusses stark zurückgegangen. Dem



kalten Winter 1928/29 fiel fast die Hälfte der Rehe zum Opfer. Wie ungünstig der Baum wirkt, zeigt die Tatsache, daß gerade die Reviere, welche gegen die Feldseite nicht abgeschlossen sind, einen merklich besseren Rehstand haben.

Hat das Rehwild im Gebirge die Not und die Gefahren des Winters und Vorfrühlings glücklich überstanden, so winken ihm im Mai bessere Tage. Auf den Waldwiesen findet es zarte Gräser und die Sträucher und Bäume bieten Knospen und junges Laub. Wie ein Feinschmecker wählt es sich jetzt seine Aesung, bald nimmt es einen frischen Trieb, bald ein würziges Kraut. In wenigen Wochen sind die Folgen des Winters überwunden.

Der Bock legt im April oder anfangs Mai von seinem Gehörn den Bast ab, der es bis zur Reife und Vereckung überzogen hatte, und Rindensehen an jungen Stämmchen zeugen von seiner Tätigkeit. Ende Mai oder anfangs Juni setzt die Geiß ein bis zwei Kisse, die kurze Zeit nach ihrer Geburt der Mutter folgen und von ihr sorgfältig geführt und tapfer gegen Angriffe des Raubzeugs verteidigt werden. Sie sind anfangs gefleckt und verfärben sich erst im Spätsommer.

Im Juli beginnen die Böcke unruhig zu werden und den Geißen zu folgen. Die eigentliche Brunft fällt in unserem Gebirge in die erste Hälfte des August. Nach der Brunft sind die Böcke träge und lassen sich nur wenig sehen. Erst im September zeigen sie sich wieder öfters. Im Laufe des

Oktober werfen sie die Stangen ab und während des Winters schieben sie ein neues Gehörn. Die noch immer weit verbreitete Meinung, daß die Zahl der Enden einen sicheren Anhaltspunkt zur Altersbestimmung bietet, ist durch die exakten Beobachtungen endgültig widerlegt, die man aus dem Zeichnen einzelner Stücke mit Wildmarken gewonnen hat. Heute wissen wir genau, daß der einjährige Bock, Knöpfe, Spieße, Sabeln, ja sogar vereinzelt Sechserstangen tragen kann, daß der zweijährige Bock unter günstigen Verhältnissen die Stufe des Sabels überspringt, oder umgekehrt unter ungünstigen Umständen auf der Stufe des Spießers verharrt und daß auch ältere Böcke nicht immer drei Enden auf jeder Stange aufweisen.



Da die Ausbildung des Hauptschmuckes zum Teil von der Aesung abhängig ist, sind die Gehörne der Gebirgsböcke im allgemeinen weniger gut (verekkt) und nicht so reich geperkt, wie die ihrer Artgenossen in tieferen Lagen. Wenn es trotz der langen und strengen Winter in unseren Bergen kapitale Böcke gibt, so ist dies der sorgfältigen Hege zu danken, die die Böcke genügend alt werden läßt; denn im Abschluß sind die Leiter unserer Gebirgsreviere mit Recht sehr zurückhaltend. Es werden außer einigen alten Böcken, die in der Birsch- oder in der Blattzeit fallen, nur noch Böcke mit schlechten Gehörnen abgeschossen, damit verhindert werde, daß sie ihre ungünstigen Anlagen weitervererben. Zur Regelung des Standes und zur Anbahnung eines richtigen Zahlenverhältnisses werden im Winter ab und zu noch einige Geißen gestreckt.

Seltener als das Rehwild läßt sich das Edel- oder Rotwild von Bergwanderern beobachten; denn mit seinen vorzüglich entwickelten Sinnen eräugt und vor allem windet es in der Regel den Menschen früher, als es von ihm wahrgenommen wird, und verschwindet oder steht regungslos und von Stämmen halb gedeckt im hohen Holz, bis der ihm unwillkommene Störer des Waldfriedens wieder verschwunden ist. Da das Hochwild am Abend die Dichtung später verläßt und am Morgen zeitlicher zu Holz zieht als das Rehwild, bekommt es der Wanderer nur selten zu Gesicht. Deshalb herrscht bei denen, die es nicht verstehen, die in den Boden eingedrückten Trittsiegel und andere Zeichen richtig zu deuten, vielfach die irriige Meinung, das Rotwild sei in unserem Gebirge nur mehr durch wenige Rudel vertreten, und die Versicherung, daß in den Bergwäldern auf der schlesischen Seite wohl gegen 2000 Stück dieser edlen Wildart leben, begegnet vielfach ungläubigem

Staunen. Diesen hohen Stand hat das Rotwild allerdings erst in den letzten fünfzig Jahren erreicht. Vorher war es keineswegs so häufig und die Schußlisten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts weisen noch Strecken aus, die kaum ein Zehntel des in den letzten Jahren erreichten Durchschnitts betragen. Erleichtert wurde die Hege des Rotwildes dadurch, daß es infolge seines kräftigen Körperbaus auch strenge Winter verhältnismäßig gut überdauert und die Absperrung vom freien Feld leichter erträgt, als das Reh. Selbst die sibirische Kälte des Winters 1928/29 hat unter dem Rotwild nicht allzu viele Opfer gefordert. Freilich trachtet auch der Weidmann, es durch ausgiebige Fütterung gut durch den Winter zu bringen. Wer jemals



einen vom Hochwild gut angenommenen Futterplatz besucht hat, wird das Bild nie vergessen, daß sich ihm dort geboten hat. Kaum hat der Heger den Futterklopp geöffnet und mit der Füllung der Krippen begonnen, so sind auch schon einige Hirsche da. Oft lassen sie sich durch die Nähe der Menschen gar nicht in der Aufnahme des Futters stören. Bei manchen Futterplätzen erscheint nur Kahlwild, zu anderen kommen wieder nur Hirsche. Jedenfalls kann man kaum anderswo Hochwild durch längere Zeit in solcher Nähe beobachten, wie bei einer Futterstelle. Da die Hirsche erst im Laufe des März abwerfen, erscheinen sie hier noch mit vollem Hauptschmuck. Erst Ende März oder anfangs April trifft man die Hirsche ohne Geweih. Bald aber schieben sie neue Stangen. Ende Juli oder Anfang August ist das Geweih ausgebildet und wird gefegt. Unmittelbar nach dem Abstreifen des Bastes sieht das Geweih weißgrau oder weißgelb aus, bald erhält es aber durch die in der Baumrinde enthaltenen Stoffe, namentlich durch die Gerbsäure, seine gelbbraune oder schwarzbraune Färbung.

Das Tier setzt im Juni ein, seltener zwei Kälber, die schon nach wenigen Tagen der Mutter folgen und in drolliger Weise jede ihrer Bewegungen nachmachen. Sie bleiben bis zur Gezeit des nächsten Jahres beim Muttertier.

Die Brunst des Hochwildes beginnt um den 15. September und dauert bis Mitte Oktober. Zu Anfang der Brunst schreien nur die starken Hirsche am Morgen und Abend, seltener unter Tag und sammeln ein Rudel um sich, bei dem sie als Platzhirsche bleiben. Oft gesellen sich auch geringe Hirsche, die sogenannten Beihirsche dazu; gegen Ende der Brunst melden auch die schwächeren Hirsche. Nach der Brunst verlassen die Hirsche das Rudel, finden

sich zu dreien und noch mehr Stücken zusammen und verleben den Winter einträchtig miteinander.

Mit der Jagd beginnt man gewöhnlich im August, wenn die Hirsche verlegt und Feist angefetzt haben; doch erfordert der Ansetz und die Birsch auf den Feisthirsch viel Geschick und Ausdauer, da das Wild in dieser Zeit nur selten bei gutem Büchsenlicht die schützende Dichtung verläßt. Leichter ist es, während der Brunst einen starken Hirsch zu strecken; denn durch das Schreien verrät der Hirsch in der Brunst dem Jäger nicht nur seinen Standort, sondern gibt ihm auch Gelegenheit zum Anbirschen. In dieser Zeit vergißt der Hirsch ein Gut Teil der Vorsicht, die ihm sonst eigen ist, und zieht



selbst am hellen Tag mit seinem Rudel durch den Bestand; allerdings ist er dabei durch das Kahlwild geschützt, das auch während der Brunst ebenso scharf windet und äugt wie sonst.

Der Abschluß des Kahlwildes erfolgt bei der Birsch oder bei Kiegelejagden im Spätherbst und im Winter, um den Stand des Rotwildes auf das mit einer vernünftigen Waldwirtschaft vereinbarte Ausmaß herabzusetzen oder das richtige Zahlenverhältnis zwischen den Geschlechtern herzustellen.

Als dritte in unseren Bergen vertretene Art des Schalemwildes sind die Gemsen zu nennen. Im Jahre 1913 wurden fünf Stück aus Mürsleg in der Steiermark in das hochmeisterliche Revier Hubertskirch gebracht und bei den Schottersteinen in einer Seehöhe von etwa 1200 Metern in ein von einem Gatter umschlossenes Gebiet eingefetzt, das ein Ausmaß von etwa zwölf Hektar hatte. Im Laufe der nächsten Jahre kamen noch sechs Stück Gams dazu. Bis zum Jahre 1924 war die Gamskolonie auf 21 Stück, darunter acht Böcke, angewachsen. Da sich die eingefriedete Fläche trotz einer Erweiterung als zu klein erwies und nicht mehr genug Nahrung bot, mußten die Gemsen im Juli 1924 der freien Wildbahn übergeben werden. Sie teilten sich in mehrere Rudel, die sich zumeist wieder in der Nähe des Gatters einstellten. Nur ein Rudel wanderte über den Kamm des Altvaters gegen den wilden Steingraben.

Der Stand an Gemswild dürfte heute etwa 40 Stück betragen; die Einbürgerung eines edelen Wildes in unserem Gebirge dürfte als geglückt anzusehen sein. Da inzwischen auch die feb. Kameraldirektion im Revier Gabel mit der Einsetzung von Gamswild begonnen hat, so dürften die Gefahren der Inzucht durch eine entsprechende Blutauffrischung beseitigt sein. Bemerk-

kenntlich ist jedenfalls, daß an Körperbau und Kruckenbildung das Samswild im Allwattergebiet seinen Artgenossen in den Alpen überlegen ist.

Im Gegensatz zum Haarwild ist das nützliche Federwild in unserem Gebirge verhältnismäßig selten. Das Haselwild trifft man gelegentlich überall in den Bergwäldern an, es ist aber nirgends häufig und sein Stand nimmt trotz sorgfältigster Schonung nicht zu. Auch das Birkhuhn, das früher auf dem Reihwiesener Moor stark besuchte Balzplätze hatte, verschwand aus nicht erklärbaren Gründen vor mehreren Jahren ganz und ist bis jetzt noch nicht zurückgekehrt. Immerhin kann der Bergwanderer im Mai oder Juni am frühen Morgen auf der Heide gelegentlich einen Spielplan schleifen und



kollern hören oder kann, wenn er besonders Glück hat, ein lebhaftes Minnespiel sogar mit dem Glas beobachten. Dagegen wird er vom Auerhahn kaum etwas hören oder sehen: denn der Urhahn ist im Allwattergebiet nur durch wenige Exemplare vertreten, diese halten sich meist abseits von stärker begangenen Wegen auf und ihr Balzgesang ist so leise, daß er über 150 Schritte kaum, und da ausnahmslos nur im Morgengrauen, vernommen werden kann.

Die größeren Arten des Raubwildes sind in unseren Bergen längst ausgerottet und das schädliche Haarwild ist heute bei uns nur mehr durch den Fuchs, den Dachs und die Marder vertreten. Von einer ernstlichen Schädigung der Wildbahn durch diese Raubtiere kann man heute kaum mehr sprechen. Nur dem Fuchs fällt noch ab und zu eine Rehkitz zum Opfer. Dagegen sind die wildernden Hunde wie überall so auch im Gebirge zu einer argen Plage geworden und ganz besonders haben sich die Schäferhunde zu einer wahren Geißel der Jagd entwickelt. Ihnen fallen in schneereichen Wintern nicht nur Rehe, sondern auch einzelne Stücke Hochwild zum Opfer.

Für den besonderen Naturgenuss, den ihm der Anblick des Wildes gelegentlich bietet, soll sich der Besucher unseres Gebirges dadurch dankbar erweisen, daß er jede Störung oder Beunruhigung des Wildes sorgfältig vermeidet und alle Weisungen der Forstverwaltungen pünktlich befolgt, mögen sie ihm durch Anschriften auf Tafeln oder mündlich durch den Waldaufseher mitgeteilt werden; denn nur der zielbewußten und opferfreudigen Hege unserer Weidmänner haben wir es zu verdanken, daß unser heimisches Gebirge trotz seiner Höhenlage und seines rauhen Klimas Wild in so stattlicher Zahl aufweist.

Der Brunsthirsch

von Viktor Heeger

Die Buche vergilbt, die Farre wird rot,
Der Raufrost deckt das Gefild,
Das Waldlied verstummt, die Fluren sind tot,
Das alte herbstliche Bild.
Es ist wie ein Flehen um's tägliche Brot,
Wenn's oben im Krüppelholz knarrt,
Als ahnte der Wald die bittere Not,
Die nun seiner Schützlinge harret.
Da dröhnt der Brunstschrei in's bangende Tal.
Ein edler, ein mächtiger Laut.
Was scheret den Starcken die drohende Qual,
Der stolz seinen Kräften vertraut.
Es klingt wie ein Mahnruf in unsere Zeit,
Wo stolze Kraft selten blüht.
Nehmt's euch zu Herzen, papierene Leut',
Dies hohe, gewaltige Lied!

Der geologische Aufbau des Schneeberg-Gebietes als Grundlage seiner Bergbau-Tätigkeit

Zwischen dem Schneebergkamm mit seiner Fortsetzung, dem Baudenwalde, unterbrochen durch das Quertal der March einerseits und dem Hochschar—Kepernik-Kamm andererseits, befindet sich ein Gebiet, welches auch in geologischer Hinsicht sehr interessant ist und dessen wissenschaftliche Erforschung wir dem verstorbenen bedeutenden Geologen Bergingenieur Franz Kretschmer verdanken.

Die Ergebnisse seiner Forschung sollen hier dem Bergwanderer in laienverständlicher Form dargelegt werden.

Der Schneebergkamm und seine Fortsetzung, der Baudenwald, besteht aus dem typischen grauen Biotitaugengneis und ist charakteristisch dadurch, daß seine ganze Ausdehnung Radiumquellen von oft hohem Gehalte in Macheinheiten aufweist und die Radioaktivität dieser Quellen von der Gesteinsformation abhängig ist.

Ich nenne nur die Heilquellen von Bad Landeck, die Marchquelle am großen Schneeberg, die Antoniusquelle bei Spieglitz, die Quellen bei Grumberg, Grulich, Karlsthal usw.

Nun wird das Gebiet zwischen Schneebergzug und Kepernikgneismassiv beherrscht von dem großen Dioritgabbrogang mit seinen Perioditen und Pyroxeniten, bezw. deren Serpentinien. Dieser Gang beginnt bei der Buschiner Bruchlinie (bei Alleschau) und zieht sich in NNW durch das Schneeberggebiet entlang des Graupatales über Kunzendorf, Saalwiesen und das des Reichensteiner Gebirges bis Jauernig, wo er von dem großen sudetischen Randbruche abgeschnitten wird, er hat eine Länge von 55 Kilometern und eine Breite von 2.2 Kilometern. Seine größte Breite erreicht er infolge einer Ausbuchtung nördlich von Mährisch-Altstadt.

Dieser gewaltige Gang besteht im wesentlichen aus einem zentralen Kern von Hornblendebiotitdiorit und Hornblendegneis und einem Rande von Gabbroamphiboliten. Dieser Großgang wird noch auf seinem langen Wege von

kontaktmetamorphosisch veränderten Sedimentärgesteinen eingehüllt, wie z. B. Hornfelsen und Schiefergneisen, die in Glimmerschiefer und Phyllite allmählich übergehen.

Längs des Bortales finden wir die Goldensteiner Ueberschiebung, wo ältere Devonschichten auf jüngere aufgeschoben sind und die bis zum sudetischen Randbruche bei Lindewiese reicht.

Knapp an dieser Ueberschiebung werden die Devonkalle in Goldenstein in zwei großen Kalksteinbrüchen mit dazu gehörigen Ringöfen für industrielle und landwirtschaftliche Zwecke verwertet.

In bergmännischer Hinsicht höchst wichtig und charakteristisch entwickelt ist der Schiefermantel in dem Raume zwischen Mährisch-Altstadt und Goldenstein, wo noch das Graphitfattelstöck von Klein- und Großwürben und die Graphitmulde von Goldenstein und Schlägelsdorf hinzukommt, welche in einer seitlichen Ausbuchtung des Dioritgabbroganges erscheinen, wo eben das Dioritgabbromagma nicht nur den Großgang erfüllte, sondern auch seitlich austrat.

Das Würbner Sattelstöck ist in Form einer Ellipse mit einer Längsachse von 5 Kilometern und einer kurzen Achse von 2.5 Kilometern um den Zug des Volkstammes und Dornhauhübels gelagert; im Zentrum finden wir einen domförmigen Kern von Schiefergneis, der in Glimmerschiefer übergeht, hierauf liegt nach außen ein in sich geschlossener elliptischer Amphibolzug, von dem weiter nach außen, also im Hangend der Kalksteinzug, mit dem Graphitfattelstöck lagert.

Ueber dem Kalksteinband folgt dann ein Band von Hornblendegneis und Hornfelsen, welche dann von einem großartigen ringförmigen Amphibolzug umschlossen werden, der vom Wehsteinkamm über den Tieshübel, Großwürben, Altenberg, Mitteljagd, Hüttenberg, Kronfelsthal, Peterswald zieht.

Auf diesem Amphibolzug folgen dann Glimmerschiefer und Sedimentgneise, durch welche das Sattelstöck in das allgemeine Formationsbild überführt wird.

Vor diesem Sattelstöck gegen Südosten finden sich zwei Kalksteinlager mit Amphibolitstöcken, Quarzitlagern und Grafitstöcken, bei welchen das Muldeninnere durch Hornblendebiotitgneise und Amphibolite ausgefüllt ist. Die Länge der Muldenachse ist 6 Kilometer, die Breite 0.6 bis 1 Kilometer. Im Nordwestflügel findet am Baderberg bei Goldenstein, am Südostflügel am Vorwerk bei Weigelsdorf der Graphitbergbau statt. Beide Stöcke sind jedoch identisch, obwohl sie an verschiedenen Stellen abgebaut werden, wie das unten stehende Idealprofil veranschaulicht.

Unter der unmittelbaren Einwirkung des schmelzflüssigen Magmas machte sich eine ausgebreitete Kontaktmetamorphose geltend, welche alle Sedimentgesteine ergriffen und die heutige petrographisch hochinteressante Gesteinsbeschaffenheit geschaffen hat; z. B. wurde hiedurch Kalkstein zu Marmor und verwandten Kontaktmineralien, Sandstein zu Quarziten, Tonschiefer zu Phylliten, Glimmerschiefer zu Schiefergneisen, Grauwacken zu Hornfelsen und die pflanzlichen, bezw. organischen Sedimente durch Graphitisation zu Graphit, Graphitschiefer Graphitkalk und Graphitquarzit verwandelt, welches Vorkommen seit mehr als hundert Jahren eine rege Bergbautätigkeit ermöglichte.

Jeder Fußwanderer kann zwischen Goldenstein und Mährisch-Altstadt diese hochinteressante kontaktmetamorphische Umwandlung des Kalksteines in sogenannten Diopsitkalkstein mühelos beobachten, wenn er einige Minuten seinen Blick von der herrlichen Umgebung, die sich ihm von der Fleischertapelle bietet, zur Erde ablenkt und einen der vielen am Wege liegenden, von Schmitzen, Leisten und Aldern durchzogenen Steine aufhebt. Und wenn er Glück hat

und sich etwas intensiver mit der Sache beschäftigt, so wird er kleine versprengte Pünktchen erblicken, die sich ihm bei genauer Untersuchung als Granaten entpuppen.

Der Bergbau in Kleinwürben findet am Sattelstöck im Aloisstollen statt, der 1400 Meter lang ist, ferner im gegenüber liegenden Friedrich-Stollen, der als Schurfstollen dient.

Die Mächtigkeit des Stöckes beträgt im Durchschnitt 1 bis 1.5 Meter bei örtlichen linsenförmigen Anschwellungen bis 4 Meter hat, das Verflächn beträgt 26 bis 30 Grad; es findet sich sowohl Weichgraphit, mit Härte 0.5 bis 1.5 Grad, spez. Gew. 2.23, als auch Hartgraphit mit Härte 2 spez. Gew. 2.25.

Im Marmor und Kontaktkalk findet sich oft viel Schwefelkies eingesprengt, der in Peterswald ganze Nester bildet, welche bergmännisch abgebaut wurden.

Das Muldenstöck wird am Baderberg bei Goldenstein mittels des Carolisstollens aufgeschlossen, der 800 Meter lang ist, weiter mittels des Huberstollens als Tiefstollen mit einer Länge von 600 Metern; das Verflächn beträgt 20—35 Grad. Hier finden sich ebenso Weich- wie Hartgraphit.

Bei Weigelsdorf wird das Muldenstöck am Vorwerk durch den Franziskusstollen aufgeschlossen, der 450 Meter lang und gegenwärtig außer Betrieb ist. Das Verflächn ist hier 80 Grad und es wiegt der Hartgraphit vor.

Bezüglich der Entstehung des Graphites sei erwähnt, daß der Geologe Weinschenk zwar der Ansicht ist, daß die Graphite anorganische Produkte seien, entstanden durch Exhalationen von Kohlenoxyden und Cyanverbindungen und unsere Vorkommen eine Spaltenbildung vorstellen müßten. Die meisten Forscher verfechten jedoch die Theorie des organischen Ursprunges, wobei die Graphitisation über die normale Verkohlung durch Kontaktmetamorphose bei großem Gebirgsdrucke beschleunigt wurde.

Da die hiesigen Graphitvorkommen in sedimentäre Kalle eingebettet sind und überall in der Nähe von Eruptivgesteinen liegen, liegt also keine Spaltenbildung vor, sondern eine ausgesprochene Stöckbildung, die jedoch insofern von einem normalen Stöck abweicht, als durch die gewaltigen tektonischen Eindrücke seit dem Paläozoikum, dem das Vorkommen geologisch angehört, sich Anstauungen und entsprechend Verdrücke gebildet haben und das Vorkommen somit nesterförmig erscheint, wobei jedoch die Anreicherungen immer miteinander verbunden bleiben.

Der bergmännisch gewonnene Graphit wird in eigenen Schlämmanlagen in Kleinwürben und Goldenstein weiter veredelt und vorwiegend für Gießereizwecke verwendet und sogar nach Uebersee verfrachtet.

Am Rande des Dioritgabbroganges westlich von Mähr.-Altstadt, bei Heinzendorf, befindet sich ein Antimonvorkommen, das schon lange vor dem Kriege als Schurfbau betrieben und dessen Abbau im Kriege in größerem Maßstabe vorgenommen wurde; mittels zweier Stollen von 200 Meter und 120 Meter Länge, wurden zwei Horizonte angefahren und ein Erzgang von 1 Meter Mächtigkeit aufgeschlossen, wobei auf reinen Antimonit (Sb 2 S 3) 30 Zentimeter und der Rest auf mit Aplit durchsetzten Arsenkies entfällt.

Dieser Gang ist in Ophikalzit (durch Kontaktmetamorphose umgewandelter Kalkstein) eingelagert und streicht fast Ost-West und fällt sehr steil bis zu 70 Grad ein.

Leider mußte dieser Betrieb mit Kriegsende infolge Konkurrenz der japanischen und chinesischen Antimonite eingestellt werden.

An zahlreichen Stellen des Dioritgabbroganges tritt Serpentinfels zutage, der oft von Ilmenit und Magnetit (Magnetitstein) durchsetzt ist; am linken Ufer des Teltstales in der sogenannten Hinterjagd hat der Magnetit eine derartige Anreicherung erfahren, daß er gangartig in bedeutender Stärke auftritt.

Die bergmännische Gewinnung mußte seinerzeit trotz des hohen Magnetitgehaltes, bis 55 vH, eingestellt werden, da der hohe Kieselsäuregehalt und die Frachtkosten bis nach Hannsdorf, als noch nicht die Bahnverbindung nach Mähr.-Altstadt bestand, den Betrieb unrentabel machten.

Interessant sind ferner die Marchitserpentinvorkommen vom „Kleinbüschel“ bei Kraßdorf, welche bis 1930 im größeren Umfange ausgebeutet wurden, ferner die am „Juristenstein“ bei Mähr.-Altstadt mit deutlichen Spuren einstiger Tätigkeit; besonders auffallend sind die großen bis 15 Meter hohen Felsböcker bei Obergroßwürben, deren größter „Harichstein“ heißt und aus Serpentin mit einem grünlichen Ueberzug von Eustatit besteht.

Mit den zahlreichen Auftreten von Serpentin ist auch die seinerzeit besonders unter Karl IV bis zu den Hussitenkriegen schwunghaft betriebene Goldgewinnung auf primärer und besonders sekundärer Lagerstätte in Zusammenhang zu bringen.

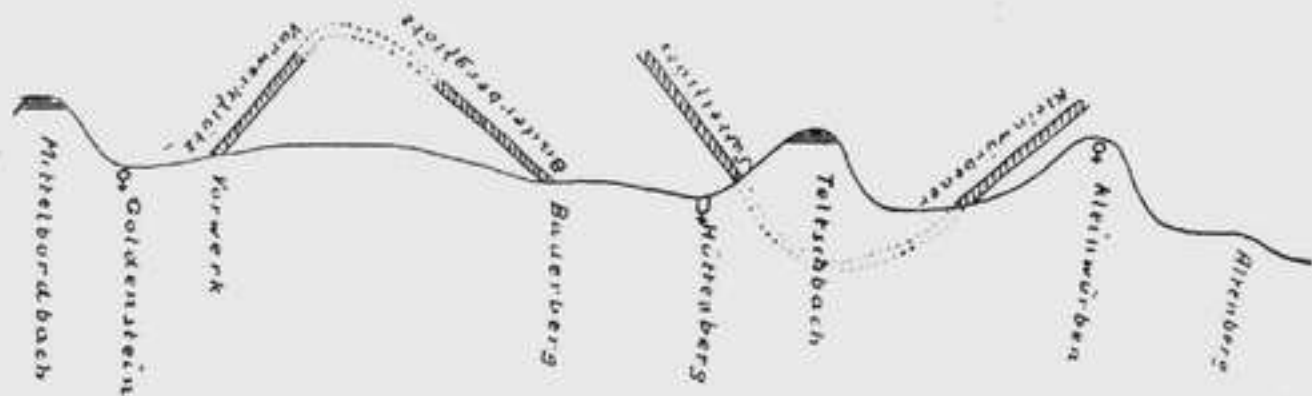
Deutliche Spuren von großen Goldwäschereien können wir noch heute in Pingbüschel bei Blumenbach und im Engelbrechtal und bei dessen Einmündung in das Tetschtal feststellen.

Da der Kunzenbach und der Engelbrechtbach an einer Anhöhe, früher Goldkoppe genannt, beim Litzhübel entspringt, welche Gegend ebenso an Serpentin reich ist, dürfte dort die primäre Lagerstätte zu suchen sein.

Der alte Name von Mährisch-Altstadt „Alt-Goldeck“ und der Name Goldenstein sind bezeichnend.

Im Glimmergneis und Granitgneis finden wir die seinerzeitigen Silbererzbergwerke vom Silberwald bei Mährisch-Altstadt und oberhalb der Ortschaft Stubenseifen, welche bezeichnenderweise tschechisch Stržbrnice heißt.

Ich habe damit dargelegt, daß das landschaftlich so überaus schöne Schneeberggebiet auch in geologischer und petrographischer Hinsicht für den Bergwanderer sehr interessant ist, wenn er die Augen offen hält und daß er die Spuren der Gewinnung der Naturschätze dieses Gebietes in Vergangenheit und Gegenwart überall wahrnehmen kann. Dr. Buhl.



Die Deutschmährisch-schlesische Heimat

Zeitschrift für Heimatkunde und ländliche Wohlfahrtspflege

Brachte bisher folgende Aufsätze über das Sudetengebirge.

- 1917:2 Goldenstein mit 7 Bildern von Regierungsrat Dr. Heinrich Conneck.
- 1918:4 Fulnek mit 1 Bild von Gustav Beck.
- 1919:1 Neutitschein mit 6 Bildern von Josef Ullich.
- 1920:1 Die Perle des Tesstales mit 3 Bild. (Allersdorf) von Paul Strzemcha

- 1921:1 Ein Ausflug in die Sudeten von Schulrat Adolf Novotny.
- 3 An der Wiege eines deutschen Stromes (Oberquelle) von Josef Ullich; Landhäuschen in Winkelsdorf mit Bild von Direktor Leisching.
- 1922:1 Der Kokerstein mit Bild von Adolf Singethan.
- 3 Auf dem Rautenberge mit 5 Bildern von Josef Ullich.
- 1923: 6/7 Im Tesz- und Mertatale.
- 11/12 Die Eulenburg, mit 8 Bildern von Josef Ullich.
- 1924: 1/2 Die Bergstadt Hangenstein im mährischen Gesenke, mit Bild von Ludwig Klein; Friedeberg, mit Bildern.
- 5/6 Zuckmantel in Schlesien, mit Bildern von Dr. Vik. Wolf.
- 11/12 Das Schwefelbad Allersdorf im Wandel der Zeiten, mit Bildern von Dr. Fr. Kiedel.
- 11/12 Winterfahrt im Altvatergebirge, mit Bildern von Ingenieur G.
- 11/12 Winterfahrt im Altvatergebirge, mit Bildern von Ing. G. E. Bürger; Schloß Allersdorf, mit Bildern.
- 1925: 1/2 Die Waldkapelle (Altvaterland), mit Bildern von Vitus Stanzel.
- 1927: 5/6 Der große Kessel im Altvatergebirge, mit 10 Bildern von Ing. Franz Kunz.
- 1/2 Der Lichtensteinurwald, mit 3 Bildern von Dr. Hugo Schön.
- 1928: 7/8 Die Siedlungen im Gebiet der March und Tesz, von J. Gabriel.

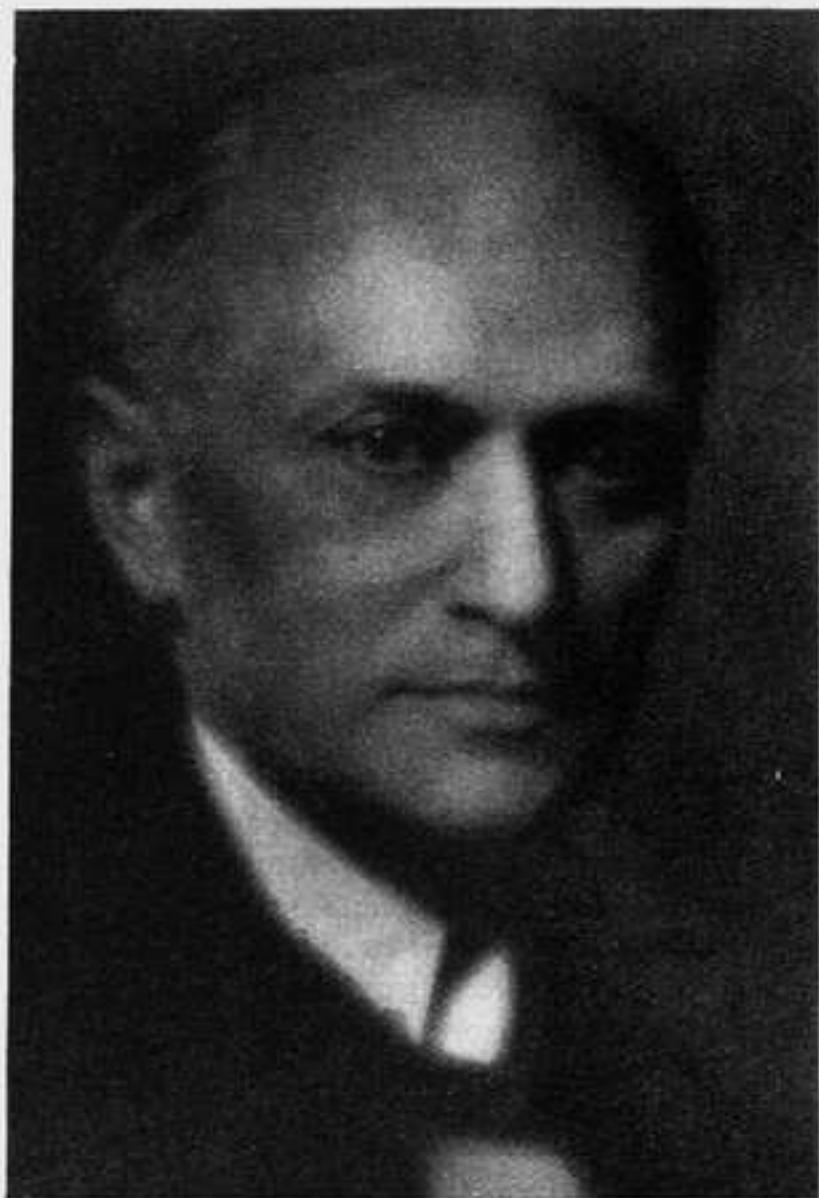
In der Zeit, in welcher der Materialismus über alle edlen Bestrebungen obsiegt, bietet unser Verein für den geringen Beitrag doch sicherlich einen schönen Gegenwert durch die Zeitschrift. Neben dem täglichen Brote braucht der Mensch heute umso mehr Stunden des gemeinsamen Erlebens und des Gefühles der Verbundenheit mit den Heimat- und Volksgenossen.

Aus diesen Erwägungen heraus bitten wir, das einzige gemeinsame Zeichen der Deutschmährer und Schlesier, durch welches das Deutschtum in Mähren und Schlesien auch gegenüber dem Auslande dargestellt wird, mitzufördern: nicht nur durch den eigenen Mitgliedsbeitrag und etwaige Spenden, sondern auch durch Werbung neuer Abnehmer. Wir stellen gerne Werbehefte zur Verfügung.

Mit Heimatgruß für den

Verein „Deutschmähr.-schles. Heimat“, Brünn, Rathausgasse 11.
Dr. Hubert Preibsch, Schriftleiter. Dir. Franz Hilmer, Obmann.

Die Grafschaft Glatz, illustrierte Zeitschrift des Glatzer Gebirgsvereines. Erscheint gegenwärtig im 26. Jahrgange, jährlich sechsmal in zweimonatlichen Abständen. Bezugspreis jährl. 3 RM. Sie ist nicht nur Mitteilungsblatt des GGB., sondern dient auch in ausgezeichneten Aufsätzen der heimat- und volkskundlichen Darstellung der Grafschaft. Verlag Hauptvorstand des GGB. in Glatz, verantw. Schriftleiter V. Schätzke, Breslau 1., Garvestraße 20/II.



Paul Keller

Bergkrach

Humoreske in schlesischer Mundart von Paul Keller

Ei der lezta Walpurgisnacht hotta amol de schläscha Barge Krach mit-somm. Wer hotte dan Krach ongefanga? Natierlich kee andrer Mensch als wie der Zotabarg¹⁾. A hotte die Schneekuppe 'n ale Gake²⁾ gehissa. „Was?“ schrie die Schneekuppe. „Du Faske! Was unterstiechst dich? Bin ich nich eure Königin?“

„Nee, du bist 'n ale Gake,“ verhornte der Zotaberg uff sem dicke Kuppe. „Nu, du niederträchtiger Latschel, du Faffermantla³⁾, du Ziegequort du! Ich bien doch 'n feine, gebild'te Dame.“

„Zawohl ja, Sie sein 'n feine, gebildete Dame,“ sagte der Huchwald, dar sich zu benahma weesß, weil a vo a Salzburner⁴⁾ Kurgästa Blüh und Bildung gelernt hot. „Hal och du die Frasse,“ sagte der klobige Zotaberg zum Huchwalde, „sunst verrot ich's erst, daß de anne Liebschost mit der Gule hust. Ich sa's schon, wie ihr euch immer pussiert. Und der Sturchbarg stieht ni weit vo euch weg.“

„Pfui, pfui, Zotaberg, schrie der frumme Kreuzbarg bei Striegau, und durch olle die viele Foffaberge ei der Schläsing ging a Sturm, und se hielt a 'm Zotaberge 'n Nevermande. Der beleidigte Huchwald schmieß augenblichlich dam groba Karle 'n Päpel⁵⁾ Wulka on a Kupp, und de Gule schamte sich wie 'n ale Junfer. Der Sturchbarg tat wie tulpe.

„Was ist das für ein Skandal?“ fragte das Huche Rad⁶⁾ ('s war zu Kaisers Geburtstag werklliches geheemes huches Rad gewurn). „Wer lärmt denn da und stört die Nachtruhe?“

„Ach, Erzellenz,“ sagte die Schneekuppe, „'s sein nämlich wieder die klein' Leute im Paterre, die Spektakel machen.“

„Natürlich der Pöbel,“ sate 's werkllich huche Rad. „Wo sind denn unsere Polizisten, die beiden Sturmhauben?“ Die Sturmhauba schlief a leider. S huche Rag grief ei seine tiefe Hosatosche, ei die gruße Schmiegrube, zug an weiße Zädel raus und machte sich 'n omtliche Notiz über die schläfrigen Pulizisten.

Nu war's a bißla stille. Uff emol pläkte der Pietschaberg⁷⁾ bei Jagersch-durf wie a Feuerkolb. A behauptete unter vielem Gewinsele, der Zotaberg hätt' a mitt'm Fuße geschibbt.

„'s ies gar nie wahr,“ striet's der Zotaberg ob,“ der ale Polls, der Pietschaberg, is wieder bepietscht. Gene Kroche hot a immer ein Stäppel, merstenteils aber 'n ganza Heffa⁸⁾.

„Ich — ich — bien — ganz — ganz — un — un — gar — nie — be — sussa,“ druzte der Pietschaberg, „aber — Zotaberg, du — du bist — uffte — uffte genug — benabelt.“

Olle Barge ei der Schläsing lachta und der Zotaberg kriegt 'n ganz ver-knuchte Bust. A recht's olla mitnandern ei ganz urnara¹⁰⁾ Ausdrück a vür, wie uffte ein Johre, daß sie benabelt gewast wär'n. 's war 'n laufige Li-fernei. Wenn's wahr ist, was das Karl sate, do sein de schläs'scha Barge 'n ganz verjuffne Klicke. Und was das Schlimmste derbeine ies: die hüchsta Spißa, die sein am öfftesta ein Nabel, die klein'n Knepe, die blein viel florer. Aber mondmol erwischt se 's oo. Sugar 'm frumma Kreuzbarge sate der Zotaberg nach, a hätte mondmol 'n klen'n Stäbrich¹¹⁾. „Aber,“ so schluß a, „bei a Monnsbildern is ni asu schlimm, wenn se sich och mandmol asu recht eihülln; wenn sich aber a Troovulk¹²⁾ ei der Wuche drei, vier, fünf, sechs, sieba Mol benabelt, dos ies ane Dffaschande. Und a sittes Troovulk ies äben die Schneekuppe.“

„Zotaberg,“ krächzt se, „du bist ju a ganz gemeener, urnarer, geweening-licher Dingrich. Nu, du tummer Groottsch¹³⁾ du! Was verstiechst'n du, wie's ei hucha und hichsta Kreesen hargiebt? Do is asu viel Wind und eisige Kälde, dosß ma sich mondmol a bisserla eisada muß. Muß, du Dffe, hierscht es? Aber du warst ju schon immer asu a aler Stänkerfrise, dar keene Ruh gab und sich über olles und jedes die Frasse zerriß. Deswägen hot dich ju

och onser Herrgott aus der onständiga Sudetenreihe rausgesogt. Weil du keene Ruhe gibst, do hot a dich abseits vo olla ganz alleene gesogt, wie der Schulmeester anne recht hiese Range alleene uff eene Urabante¹⁴⁾ setzt.“

A schollendes Gelächter vu olla Barga. Do war sugar der Altvater usgewacht, dar schun siehr wacklig und taprig ies und immer eischläft, eb wos lus ies oder nich.

„Wos — wos ies dee eegentlich?“ fragt a däsfig.

„Ach alter Herr,“ sate die würdige Bischofskuppe bei Ziegenhols, „es ist doch heute wieder die sündige Walpurgisnacht, da machen eben die Berge Skandal und lästern und führen gemeine Redensarten.“

„Aehähähähä,“ dröselte der Altvater, „ajajajaja! 's war immer asu — 's war immer asu.“

Und wie a das su leise dudelte und mit em verschlofna Blicke nach semm Lieblingstochterla, 'm Heidebrümmel, niber liebäugelte, schlief a och schunt wieder ei.

Nu zug aber der Schniebarg ei der Groffschaft lus, das ies nämlich der Schniekuppe ihr Stiefbruder. Seit a 'n sehr schienes Ausfichtstermla uff semm Kuppe hot, spricht a hochdeutsch.

„Meine Herren,“ sat a, „wir lassen uns doch von dem erbärmlichen Zotenberge nicht produzieren? Wir werden ihn einfach, aus inssem Gebirgsverein nauschmeißen.“ „Nu, du Bloßer Nagla¹⁵⁾, du“, schrie der Zotabarg, „wie sprichst'n du? Plombier' dich och nich! 's heeßt ju garnich produzieren, 's heeßt ju profetieren.“

„Provozieren,“ ächzte 's gebild'te Huche Rad, „es ist entsetzlich, unter solchen Banansen zu leben.“

„Ja, ja, Erzellenz,“ seufzte die Schniekuppe, „das sag' ich auch. Und Erzellenz wissen doch, ich bin eine gebildete Frau. Ich verkehre mit Breslauern, Berlinern, Engländern und sugar Amerrefanern. Und ich bin patriotisch. Ein König und eine Königin von Preußen sind auf mir gewäst.“

„Prah! dich nich, tumme Gans,“ prillte der Zotaberg. „Kriegst doch kee'n Orden! Du und patriotisch! Vurna biste preiß'sch und hinda biste biehmsch.¹⁶⁾ Und die Leute san, deine Hinterseite is immer noch scheener wie deine Vorderfront.“

„Gott, wie unanständig,“ sate der Weilchenstein¹⁷⁾, der beim Huchen Rad immer eim Vorzimmer stieht.

„Halt's Maul, Weilchenstein, du bist a Jude!“ schrie der Zotaberg.

„Nu werd a gor noh antersemitisch,“ klong's wie a Seufzer vu der Silberkuppe riber.

„Ja, und du bist och 'ne Judenschickse,“ schantierte der Zotabarg uff die Silberkuppe.

„Judenschickse — psui!“ sagte der frumme Annaberg bei Strehliß, und nahm 'n Klusterbitter ver Entrüstung.

„Rummel! Rummel! Rummel!“ quietschte der Rummelsberg bei Strählen ver Freede. A ies der reene Kuckuck, a prillt immer sen'n eegna Nama.

Nu fiel'n de Walnbriger Barge¹⁸⁾ olle über a Zotabarg har: der Huchwald, der Spottelwald, der Schworze Barg, der Gotshibel, die Uraköpfe und halt olle. Ar wäre a ganz ormseliger Buschklepper, meenta se, ar und sei Bruder, der Heiersberg, wär'n die leibhaftiga Satane, und orme Luder wär'n 's, Blobeermichel, während sie, die reicha Walnbriger Barge, asu viel Kohle hätte.

„Macht euch nie gruß,“ gurgelte der Zotaberg derzwischen, „macht euch och nie mausig, daß ihr die Kolik im Bauche habt!“

Iber da faula Wis ging a tuller Skandal lus. Die Schniekuppe wischte sich mit ein Wölkla zwanzigmol hindernander die Nase und fächelte sich dann domiete, die Uraköpfe drohte mit a Hörnern, der Wulfsberg heulte, der Fuchsberg ballte, der Schniebarg schmieß ver Brust mit Lawin'n rim, 's Huche Rad machte sich wie verrückt Notizen, die Pferdeköpfe wieherta, der Weilchenstein jommerte, der Krokonosch schimpfte uff biehmsch, der Annaberg troul immerfurt Klusterbitter, der Rummelsberg prüllte wie fälsch: „Rummel! Rummel,“ die Gule tat, als wenn se sich halbtut schamte, der Huchwald schwur, uff a Summer werd a a Zotabarg mit Hagelkörnern tutschiffa¹⁹⁾ wie mit eener Matrilljese, der Schworze Berg sah aus wie a wütender Näger, der Sturchberg schlug mit a Fliedeln, und die hunderttausend Mühlberge ei der Schläsing²⁰⁾ klopperta ver Ufregung.

Do kam uff eemol der liebe Herrgott ei semm himmelblooen Mantel aus semm scheenen Paradiese runder ei die liebe Schläsing und sate:

„Bst! Seid stille! Seid hübsch artig, meine lieba Kinderla! Ihr seid ju olle zu hibische, schmucke Verschla und Madla²¹⁾, ihr mißt euch ni händeln. Ich bien euch ju olla asu herzlich gutt. Sieht jist hibisch schlofa²²⁾, und wenn ihr murne früh wieder ufstieht, do flecht ich jedem an lichte, guldna Kranz ei de Hoore. Sieht schlofa, ihr Kinderla, gieht schlofa!“ Und der liebe Herrgott zug jedem ane weech, mollige Nachtmüze über die Ohren. Do worn se gut und stille, sanftmütig wie die Lammla. Blußig der Knurrkupp vo Zotabarg kumde sich nich asu pluze beruhigen. Wie ihm die Nachthaube schun übers Maul wegrutschte, brummelte a drunder no leise ver sich:

„De Schniekuppe ies doch 'n ale Gake!“

¹⁾ Zobtenberg, ein in einem großen Teile der Provinz sichtbarer, weil aus der Ebene steil emporsteigender Bergkegel zwischen Breslau und dem Culengebirge, der als Wahrzeichen Schlesiens gilt. ²⁾ ungefähr „Alte Gans“. ³⁾ Pfeffermännchen; die Schneekuppe ist 1600 m, der Zobtenberg 700 m hoch. ⁴⁾ Salzbrunner. ⁵⁾ Paß. ⁶⁾ Hohes Rad, Riesengebirge. ⁷⁾ Große und kleine Sturmhaube, Riesengebirge. ⁸⁾ Hügel in der Nähe des Zobtenberges. ⁹⁾ Haufen. ¹⁰⁾ ordinären. ¹¹⁾ Rausch. ¹²⁾ Frauenzimmer. ¹³⁾ Tölpel. ¹⁴⁾ Ochsen- oder Säulendank. ¹⁵⁾ Glazer Nagchen. ¹⁶⁾ Born bist du preußisch, hinten böhmisch. ¹⁷⁾ Weilchenstein, Kuppe des Riesengebirgsammes. ¹⁸⁾ Waldenburger Berge. ¹⁹⁾ totschießen. ²⁰⁾ In Schlesien. ²¹⁾ Burschen und Mädchen. ²²⁾ schlafen.

Trost

von Paul Keller

Erlosch einer Hoffnung Schimmer,
Laß nur der Zeit ihren Lauf,
Begrabene Hoffnung steht immer
Als Weisheit wieder auf;
Die führt dich auf schwerem Wege
Treulich ein gutes Stück,
Jenseits vom Trauerstege
Wartet ein neues Glück.

Die Granze

Von Gustav Parg

Der Geier Mechel Pauer stand vür der Haustüre ond hult Ausguck noch'm Water, doas gerade heier ei der Ernte a su teifelsmäßig gerenge woar wie noch selden. 's loatscherte halt immer noch wätter ond die verpufften Summerfreschler ei der guden Stube drüben hochten schon Tage lang of an Flecke wie de Moaden of'n Duoarge ond woar'n nie 'nauszubrang'. Dnd stacten de Moasen ei jeden Top 'nei. Bloßich wu ma' se hätt' brauchen könn', do woar'n se nie zu Wellen. Dar Herr Dr. Meier wohnte doch ege schon



Parg.

's zwäte Joahr bei'n ond kannte sei' Prozeßgeschichte schon vo' en- ond auswendig. Doas sollte a guder Advokate sein ei Neistoadt, hoatt's gehäßen. Dnd do druf hoatte der Geier Mechel Pauer spekuliert, wie ar die ganze Familie oals Summerfreschler ei's Haus noahm, hoalb emsonst, ma' möcht sprechen für a Gotsluhn — ond 85 Kronn Quartiergeld of die Woche! Dnd denkt Ihr denn, dar Karla hätt' sich drkenntlich gezeigt und wär zu hoan gewast zu an' guden Note? Ganz ei'm Gegentale. Abgeredt hoatt'n dar Tommrian ond hoatt gemänt, ar söllt sich lieber mid'n Kreizer Naß vergleichen. Doas Sträfla Ucker draußen oa der Dppe stünd doch nie für dan Arger ond für die Kosten ond ma' könn't nie wessen, wie's ausgieht. Dhach, doas wär noch schinner! Dals wenn 'm sei' Advokate nie gefäht hätte, die Sache wär nie zu verlier'n, indem, doas ma' bloßig nachweisen müßt, doas der Kreizer Naß die Granzstane versoakt hot. Uebermorne ies de Kommission oa Ort ond Stelle. Do war'n se's schon ausschneppeln. Denn Recht muß Recht blei'n!

Mechel spuckte aus, ging of's Scheppla zu ond suchte a Kodesacke ond a Groabscheit. Orbeine ging'n an recht merkwürdige Gedanken ei'm Koppe 'rem.

Mettlerweile woar wohl dam Herrn Dr. Meier doas Stubenbrüten doch zu tomn wor'n ond ar wogte sich amol 'naus ei doas Luschbad. Ei an Lodenmantel mit äner Kapuze eigepopelt gratscht a' mit lang' Schrieten über die Stroßenlacken ond machte ei'm Denge nonder of'n Kratschem zu. —

Der Kreizer Naß stand geroade beim Fenster ond sinniert, wie jän' Segner oam besten beizukomm' wär. Dan Moan sahn, Hut ond sei' Parapli drweschen ond anochrenn, doas woar as. Bald hoatt' ar 'n eigehult ond frehte, ob a' a Steckla Gefährtschoaft kriegen könn't. —

„Gerne“, säht dar Dokter.

„Na gelden Se, Herr, das ies a Camwater. Die ränste Sintflut!“

„Zawohl, es ist schon zum Verzweifeln, dieses Jahr. Die Zeitung meldet bereits ein bedenkliches Steigen der größeren Flüsse,“ goa' der Dokter zurecke.

„Doas hoa' ich mir gedocht,“ mänte Naß. Schan, eb's nie ernd wieder asu werd wie ei'n Jahre 1903, wu's Hochwasser asu viel Schoaden gemacht hot.“

„Leicht möglich,“ stemmte sei' Gefährte bei.

„Sähn Se mir och alleränzich amol,“ fuhr Naß fort, „wie könn' sie 's denn aushalden bei dam Loapsch dort drüben? Wu Se nie viel andersch hoan wie de Stube vul Fliegen ond a stenkliche Mestlusche vür'n Fenster? Wessen Se woas, Herr Dokter, komm' Se zu mir 'rüber, do krieg'n Se a hübsches Stübla zu vörderst 'naus. Dnd wenn br ang nehnder beisoamm' wär'n“ — mänt a' ond schielte vo' der Seite noch dam Advokaten — „do könn't br moanchmol recht schien ang tescheriern über doas ond jäs. Na ies 's nie woahr?“

„Ueber Ihren Prozeß, meinen Sie. Da dan' ich schön. Hab' das ganze Jahr genug von solchen Sachen und will wenigstens während meiner Urlaubszeit meine Ruhe haben.“

„Inne Jeses nä, do sein Se oach nie glei' ungehalden! Und woas män' Prozeß oanbelangt, wessen Se, do fahlt nisch. Hoa jo an techtigen Verteidiger. Bloß doas möcht ich vo' an' Unparteiischen wessen — geld'n Se, Se warn mir jo a Froge nie verübel nahm' — eb's nie amende dar Sache neßlich wär, wenn ma' ond' ma' tät dam Herrn Bezirksrichter amol 'woas spendieren?“

„Da können Sie sicher sein, daß Sie wegen Beamtenbestechung zur Rechenschaft gezogen werden. Und mit Ihrer ohnedies wackligen Rechtsache können Sie dann einpacken!“

„Inne krach noch amol,“ toat Naß drschrocken, „doas hoa ich mir goar nie überläht. Schon für äner Woche wollt' ich 'n Kühjong' mit äner Soans zum Richter ei de Stoadt shecken. Se freßt oaber ege wieder ond do hoa ich's halt ufgeschoben. 's ies oach das ränste Glette, doas ich vor gefreht hoa.“

Naß bedankte sich für die gude Lehre, sähte ei Got's Noam' ond ging 'rüber of an' Feldweg zu. Wie der Dokter außer Secht woar, lachte ar flemisch, drehte sich em ond machte straks of hämzu. Lois mußte agenblecklich dan Ganschkerich sing', ei an' Sak sacken ond mid'n ei's Stadla wandern zum Bezirksrichter. Und ar muß't 's sich scherr a hoalbes Duzend mol oa'hir'n, daß ar sprechen söllt: Der Geier Mechel Pauer scheck'n ond der Herr Richter möcht' sich halt dan guden Broten schmecken lohn. Und ar söllt' sich halt schon bei der Verhandlung drboarm' ond für sein' Herrn a Age zudreden! — — —

Der Geier Mechel Pauer woar of's Feld 'nausgang', die Da'zocht of'm Diebich usmachen, wie a' drhäme sähte. Wie ar oaber a Steckle draußen war, do steierte ar groademwags zur Dppe ond of doas strittige Fleckla Ucker zu. Dort spülte die oa'geschwollene Bache fleißig Sand ond Schotter oa's Land, doas ma ägen sahn mußte, bis ma' 'n Granzstän drbleckte. Enser Pauer lachte ond dochte: Es gieht der Säger recht. Wenn ich dan Stän ausgroab ond a gutt Steckle 'rüber of Kreizer Naßas Ucker setzen tu, do muß doch a jedes Mohorn vo' der Kommission drufkomm', daß dar'n versoakt

hot. Dnd niemand sitt morge 'woas drvone, daß Ich dar Gerechtigkät a beßla anochgeholfen hoä. Drfür do sorgt schon über Nacht 's Woasser. —

Flugs woar die Arbt geton ond Mechel ging, zwoar wie a geboad'te Maus, oaber sehr zufrieden, of hãmzu. Argerlich woar's freilich, doas 'm onderwags dar vermoaledeite Dokter begänte ond verwondert frehte, woas denn der Pauer ei dam Water goar asu Wechtiges draußen zu tun behoabt hätte.

Der Bezirksrechter Dr. Ehrlich speite Gest ond Soalle. Doas woar 'm noch nie vürkomm' ei sänner ganzen Praxis, doas 'm jemand of a sette plumpe Dart hätt' bestechen woll'n. Ar hoatt' 'n Lois mit soamt sänner Gans 'nausgeschmessen ond frähte sich schon orntlich druf, 'n Geier Mechel Pauer drfür ei de Goppe spucken zu könn'.

Am 6. Juli früh em zahne woar'n die Herrn vo' der Kommission dogewast ond hoatten nie zu wing über doas Schweinewater dohier geschempft. Df bodenlosen, lehmigen Wagen woar'n se onder völligen Gießen 'nausgeknaft ond hoatten die bäden Pauern ei die henderschten Klüfte der Hölle verwonschen. Schien woar's freilich nie do haußen, doas kommt lä Mensch nie behaupten. Doas Sträfla Acker stoand schon zur Hälfte onder Wasser ond der Geometer hoatte lä' leichte Arbt mid 'n Vermassen. Wie ar fertig woar, do woar's agenfällig, daß der Grenzstän em andertwoalb Meter zu weit of 'n Gronde vo Kreizer Naßan stoand ond der Herr Bezirksrechter marschelte asu woas vo Betrug ond woas für Strofen druf ständen. Do woard der Kreizer Naß furteifelswelde ond päkte, der Geometer verstünd an Dreck ond die ganze Kommission wär kån Schuß Polver wart. Dnd weil der Geier Mechel Pauer goar asu flemisch lachte, do sähte ar dam a settes soaftiges Sprüchla, daß 'm der Mechel a gesalzene Watsche uspoappte. Korz ond gutt! Die Kommission woar wingstens nie emsonst draußen gewast ond die Advokaten hoatten fresches Futter. —

Wie's wätter gang' ies, möcht' 'r garne wessen?

Ei zwä Verhandlungen woar ma' dan lieben Pauern of ihre Schleche druf'kom. Die bei Gerechte hoattens bald haußen, daß äner dan andern 'woas zusleisse tun wollde. Lois, dar Trämpel, woar glei' 'rausgeplatzt mit dar Sache vo' dar Soans ond war 'n geschickt hoatte. Dnd oals goar Geier Mechels Summerfreschler oals Zeige azumuste, do sähte dar Esel aus, ar hätte oam 5. Juli sän' Hausherrn ei äm verdächtigen Wzuge mit Groabwerkzeigen getroffen. Dnd doas sol a fechtiger Advokate sein?! — Schließlich trieb der Rechter die bäden Sender asu ei de Enge, doas se oalles gestoanden ond gedoldig die Strofe of sich noahm'n. Der Geier Mechel Pauer kriegte für's Granstänversetzen värz' Tage Arrest ond für die Watsche noch 100 Kronn Strofe ubendruf. Dnd der Kreizer Naß soafte für die versuchte Bestechung mit „erschwerenden Umständen“ ond für die Beoamtenbeleidigung a värz' Tage aus. Ei die ungeneißich huchen Kosten konnten sie sich brüderlich tälen. —

Doas der Geier Mechel Pauer sän Summerfreschler mit soamt sän Leiten of der Stelle zum Tempel 'nausgejäh't hot, ward Ihr Eich wohl selber denken könn'.

Dnd dar strittige Acker?

Dan hot's Huchwoasser am 7. Juli weggeressen, doas nie a Stippfla drvone übrig 'blieb'n ies!

Ondrm Schniebarche

Von Wilhelm Dehl

Wu ma sich Zeit lett, bewir man aus'm Pelze kreucht,
Wu's oft noch ein Meea noch Schnie-e reucht,
Wu dr Wend aus'm Preusscha on bläst gohr org; —
Wu's noch steenbücha Karle hot, gruß on stork; —
Wu die Lost fresch is, ons Wossr reen on flor,
Wu dr Wentr on dauert schier a holbes Johr. —
Wu die Leute on drsporn sich's ei die Summerfresche zu gieh'n,
Wu Orderbliche bahle kränich wettr ziehn;
Wu dr Herrgoot noch übrohl sei Plasla hoot,
Wu ma bei'm Begehnn on spricht noch: Grüß dich Goot! —
Wu dr Herbst on is wie nennt asu schiehn,
Wu ons dr Spätherbst on bringt noch's softichste Griehn,
Wu die Leute, die Sproche vo drheeme, die derbe,
Hüta on pflecha wie's heilichste Erbe;
m' schinsta is 's dort, off dar grüsa, weita Welt!
Du weßt'r 'n, warum mr's grode do asu gut gefällt!?
Juuu, weil ich halt vo dorte drheeme bien,
Dremm fend' ich's ond'rm Schniebarche holt gor asu schien!

Dr Kolbapusch

Von Wilhelm Dehl

D dr Dvond vom Posche wor a mooriche, sompiche Wiese. Emm a Morche on emm a Dhnd locha feuchte, dechte Naabl droffe, wie Blei asu schwer. Ei a Summernähta tonzta die Lichtmannla, Errelichtla, droffe on gor monchr kriechte 's Grubsln, wenn a ei arr jella Nocht da Weg übr die Wiese führte, on 's kom 'm asu a Lichtmannla ei die Keene getanz't.

D moncha Stella tschunltte dr Bodn wie Wechquork, on Mensch on nochmeh'r 's Viech sont behende ei die Urde; 's wor rechtig unheimlich, wenn die Urde ondr a Füsa nondrsont.

Dr Paur, dahm die Wiese gehorte, tots a senn Leuta on 'm ollermesta 'm Kühberta huch on teur pocha, m's Viech vürm Gompe zu behütta on uhfzupossa, doß die Kühe on Kälbr ne off am Hoffa zunandr zu stiehn komma.

Off die delle Wiese komm Jusla mit senn Vieche getriebe, 's worn lautr Kolba; Jongvieh, e Stecke juste wies andre. „Hoorinoo“ song a on knollte gohr sackmentsch mit dr Peitsche „Hoorinoo“ koms bahle vo am zweeta Herta zurecke, dar de 'm Barche druhba mit Vieche off dr Weede wor. Jusla lief ei a Pusch, broch sich a Nääche Reisch o, on 's dauerte ne lange, quolnte dos Kühbertafeurla, on ei dam Feurla tot a sich Adäpl brohta, die har 'm Faldnochtvur aus a Focha gestohla hott.

U läte sich zum Feurla on song:

„Brieh Feurla, brieh.
Ich hütt ne garne die Küh';
viel liebr hütt ich die faula Ziecha,
Doß ich komm beim Feurla liecha,
Brieh Feurla, brieh!“

Wie die Adäpl on worn emm on demm Kohrespaschwurz ogebraunt, nohm a sich sei Brutronka aus dr Kapse on ließ sich die Adäpl schmecka on drzewescha

schempfte har wie a Uhlr: „Nischt, wie olle Soche treuches Brut on elstamohl da verfluchta Quork droffe on die Herrleute frassa die Puttr striezala-weise on für unsr emm langts ne!“ — Während dam Geschempfe machta 'n Blick noch senn Kolba, on do wur as gewohre, doß se olle a Heffla beisomma off 'm ärgsta Gompe stumma. „Ihr verfluchta Dehst, ich war euch Beene macha,“ schrie Jusla drubst, on schmieß sei Ronka Brut metta ondr die Kolba on preschte wie welde mit dr Peitsche ei dr Hand offs Diech zu on wulls auseinandr treiba on peitschte vullr Buhst offs Brut, on wies noch immer ne ei dam Gompe verschwondt, tromplt as mit a Füßä ei a Comp nei; off die Kolba hottä ei dar Wunt vrgassa, 's wur 'm schworz vür a Nacha, a sonk immr tiefr on tiefr ei a Comp nei, vrsouk mit soumt a Kolba eim Gompe, doß ma gohr nischt mehr vom Hertä on a Kolba johch. — Stelle, eesm stelle, tintastelle wors off dr Wiese on zengsremm. —

Es is off dam mooricha Grunde Punsch gewochsa; noch hennte heßt da Punsch „Kolbapunsch“, on noch hennte drzähla sich die Leute die Soche vom Hertä mit a Kolba, da die Gootsgobe, 's Brut, mit a Füßä getramplt hot on doßtholbe vom Herrgoot asu ferchtlich bestroft wur.

„Schußhaus Heidelkoppe“ bei Jauernig, Landeck in Schlesien

Wahres und Halbwahres von Rud. Moche, Koppemwirt

Ihr lieben Sonntagsgäste auf der Heidelkoppe, auf dem einzig schönen Heidelberge, bald seid ihr vorbei! Die weite deutsche Ebene gegen Norden, die Hänge der Grafschaft gegen Süd und West haben längst ihr goldenes Erntekleid gegen eine adersfarbene Kutte, die Pflug und Egge gezeitigt, eingetauscht und der Maler Herbst geht mit Pinsel und Palette durch Flur und Hain, um den Bewunderer sein Naturkunstwerk erschauen zu lassen.

Wohin sind all die Sommervögelin, deren Wanderziel die so wunderbar gelegene Heidelkoppe gewesen? Sie alle sitzen wohl wieder in Breslau, Duppeln, Gleiwitz, Beuthen, Neisse, Ratibor, Frankenstein, Münsterberg, Glas, Patschkau in irgend einer Schulstube, eingeeengt beisammen, um gewollt oder ungewollt die verschiedensten Gebiete des höheren Wissens in sich aufzunehmen.

Doch, wenn das Auge eines dieser blonden, braunen oder schwarzen Mädels auf der Heimatlandkarte haften bleibt, da, wo die Schraffen das Reichensteiner Gebirge andeuten, dann schweift für Minuten der Blick in die Ferne und es entsteht vor dem geistigen Auge wiederum die Heidelkoppe in all ihrer Lieblichkeit und Pracht, mit all den Sommererinnerungen....

.... Der Name einer Schülerin hallt durch die Stille der Klasse. O, weh! Das forschende Auge des Lehrers und ein kurzer Ruf reißen die Träumlerin aus all den seligen Illusionen und das schöne Bild der Heidelkoppe, das gleich einer „Fata Morgana“ in lichten Fernen sich gezeigt, zerrinnt urplötzlich in ein graues Nichts.

So um Juniianfang herum mochte es gewesen sein, Ende Mai war das „Schußhaus Heidelkoppe“ eröffnet worden, gegen 11 Uhr nachts war es, ein Gewitter zog über den Warthaberg heran, der Jauernberg ließ das Donnerrollen widerhallen, da vernahm ich mächtige Tritte. Vom Walde her, auf dem eben gelegenen Heidewege gegen das Schußhaus zu, schlenderte eine Riesengestalt. Die zuckenden Blitze ließen dieses gigantische Bild in all seiner Wucht erschauen. Ein Mann, an die zwei Klafter hoch, Haar und Bart aus Bast, die Augen Karfunkelsteine, die Brust mit Rinde bekleidet, Hände

und Finger aus Wurzeln, die Beine und Füße aus Baumstümpfen geschaffen, so ungefähr sah dieser Nachtwandler aus. Die Lichter aus seinen Augen glichen Blüten, sein Schritt dem Donnerrollen. Ein fürchterliches Getöse! Das Ungeheim hatte das Vorhaus betreten und mit dem Kopfe einige Deckenbretter von den Balken losgelöst.... Natürlich, ohne jedwede Entschuldigung. „Mit wem ich das Vergnügen hätte?“ Da brüllte er mir zu: „Heidlung!“ Was er sei? „Berggeist auf der Heidelkoppe!“ — Nun war ich im Bilde. Auch ich stellte mich als „Koppemwirt“ vor und fragte nach dem Begehr. „Eine Kuffe Rotzpon!“ Ich wiederholte fragend: „Eine Kuffe Rotzpon?“ — „Ja!!!“ (auf drei Kilometer hörbar.) Mein Lexikon, oben in der schlesischen Stube vom



Jahre 1365 (Gründungsjahr der Wiener Universität) belehrte mich: „Ein Doppelmaß Rotwein.“ Ich kredenzte den Trunk, der sichtlich schmeckte, obwohl dieses Riesensquantum in einem Zuge geleert worden war. Heidlung wurde gesprächig: „1492, kurz vor Weihnachten, habe er im Patschkauer Wochenblatt“ gelesen, daß ein gewisser Christoph Columbus Amerika entdeckt habe und daß jetzt die Zukunft auf dem Wasser liege, er daher auf dem Lande nichts mehr zu erwarten habe; er hätte sich in die Felsen am Berghange eingemistet und mehr denn 400 Jahre verschlafen. Der Lärm der Millionen von Bergwanderern, die dem neuerbauten Schußhause zugeeilt, hätte auch ihn aufgeweckt und so säße er jetzt eben beim Koppemwirt, wo es ihm vorzüglich gefalle. Er bat sich gleich einen Stammsitz aus, drei Stühle und einen Tisch in der hinteren Ecke des Gastzimmers, „Heidlungeste“. Vom Bezahlen der Zeche war keine Rede. Er gab mir eine Art „Fuchschwanzsäge“ und wies mich an, auf derselben, als ob es eine Geige wäre, zu musizieren. Ich erwieb mich als gar gelehriger Schüler und nach der zehnten Kuffe Rotzpon, die der Berggeist zu sich genommen, meisterte ich die „Säge des Heidelung“. Das Spiel auf dieser Säge lockt all die Millionen Pilger aus allen Erdteilen herbei, die mit Schnell dampfern über die Meere, mit Flugzeugen und Autos über die Länder eilen, um das zauberhafte Spiel, das die „Säge des Heidelung“ wiedergibt, zu hören. Ein eigener Flughafen auf der Höhe, ein zweiter für Wasserflugzeuge am Staubecken bei Ottmachau sind im Entstehen, wie auch Zahnradbahnen nach den vier Himmelsrichtungen hin das Projekt geldwitternder Unternehmer sind. Der jenseits der Grenze gelegene Ort Heidelberg, der dermalen gegen 80 Einwohner zählt, dürfte binnen kurzem zur Millionenstadt sich aufschwingen und an Stelle der einklassigen Elementarschule wird binnen wenigen Jahren dort eine Universität entstehen. Welche Bedeutung man der Heidelkoppe zumißt, geht aus dem Umstande hervor, daß an den meisten Han-

delschulen und Militäranstalten der Unterrichtsgegenstand: Die Heidelkoppe und ihre Bedeutung für die Nachbarländer in handelsrechtlicher und strategischer Richtung" mit wöchentlichen zehn Unterrichtsstunden angefügt erscheint. Der neuerrichtete trigonometrischen Messungen dienende 100 Meter hohe Turm gibt den Beweis dafür, wie wichtig auch nach dieser Richtung hin die Heidelkoppe gilt. Selbst Dr. Eckener ließ es sich nicht nehmen, mit seinem Riesenschiffe zum dritten Male seine Schlesierfahrt zu machen, nicht zuletzt um die Heidelkoppe kennen zu lernen und ihr, bezw. dem Koppemwirte einen Besuch abzustatten. Wo wäre es vordem diesem berühmten Dr. Eckener eingefallen, sich nach Schlesien zu verirren? Die Heidelkoppe war für seine Fahrten einzig und allein bestimmend; man lese doch in seinem Tagebuche die diesbezüglichen Bemerkungen. Beim zwölften „Schluck“ vertraute mir „Heidelung“ an, daß er auf dem Wege sei, seine Braut, die „Bischopskoppe bei Zuckmantel“ zu besuchen. Die erste Braut, die „Hohe Heide“, sei ihm kurz nach der Erfindung des Schießpulvers untreu geworden, und zwar mit dem Berggeist „Alt-vater“, dem eigenen Neffen des „Heidelung“, wofür sich dieser aber ganz gehörig gerächt hätte: Der Backofen-, Peter- und Fuhrmannstein wurden von Heidelung hingeschleudert. Ich kenne diese Felsmassive und teilte Heidelung mit, daß diese drei Steine noch heutigen Tages vorfindig seien, welche Nachricht Heidelung hingeschleudert. Ich kenne diese Felsmassive und teilte Heidelung bezahl' ihn um Uhrkettenanhängsel gebeten hätten und er diese drei Steine zu genanntem Zwecke umarbeiten lassen wolle.

Ueberdies stehe „Heidelung“ auch mit dem „Brockengespenst“ und mit dem „Seehirten“ im Moosebruche bei Reihwiesen in verwandtschaftlicher Beziehung, ebenso mit dem „Müller und sein Kind“ am Zobtenberge. Das alles vertraute mir mein Berggeist an, mit dem ich bald auf „Du“ stand. Wir schieden in größter Freundschaft von einander. Daß mir „Heidelung“ beim Abschiede die Hände mit seinen Wurzelfingern so herzlich drückte, daß die Herren Dr. Paupie, Jauernig, Dr. Münzer, Landeck und Dr. Bradel, Weißwasser, sich um die Erhaltung meiner Vorderflossen durch volle drei Wochen bemühen mußten (und zwar mit vollem Erfolge, soll hier nur vorübergehend erwähnt werden). Daß der Berggeist „Heidelung“ von dem Tage seines Erwachens an auf der Heidelkoppe und deren Umgebung sein Wesen treibt, bestätigen die Tausende von Leuten, welche hier Pilze, Beeren und Holz sammeln und denen er als plötzlich in den Weg tretender, dann wieder weiterschreitender alter Baum begegnet. Auch viele Touristen, die allzu kurze Zeit beim Koppemwirte Einkehr halten, schreckt er bei deren Eintritt in den Wald durch allerlei Teufeleien, so daß diese Eingeschüchterten es vorziehen, nochmals umzukehren, um beim Koppemwirte eine kräftigere Stärkung zu sich zu nehmen; denn geht so ein Pilger dann mit einem gehörigen Affen oder Kater durch Heidelungs Reich, so läßt dieser sich nicht blicken, da er diese beiden „Tiere“ fürchtet.

So lieb es mir ist, daß der Berggeist „Heidelung“ mein Freund und Gast geworden, so unangenehm sind die Folgen, die sich daraus ergeben! Es gibt an die Abertausende von Bergen, Gastwirtschaften, Gebirgsmassivs, die eines Berggeistes entbehren müssen und all das Bemühen, einen solchen zu erringen, ohne Erfolg sehen. Ich, kaum auf der Heidelkoppe wenige Wochen weilend, war derart vom Glück begünstigt, daß all die, welche nach einem eigenen Berggeiste schmachten und keinen erringen, mich nun mit Haß und Neid verfolgen. Ich muß alle Zauberkünste anwenden, um den Nachstellungen meiner Neider zu entgehen. Freund „Heidelung“ ist mir dabei zwar sehr behilflich, aber es gehört wahrhaftig ein guter Magen, nebst der gehörigen

Selbstüberwindung dazu, sich mit den diversen Zaubertränklein und Giftbissen den Magen ausmöblieren zu lassen. Ich will nur eines dieser noch halbwegs gelinde zusammengestellten Rezepte verraten: Ein toter männlicher Igel, der während einer Gewitternacht in den Tagen zwischen Christnacht und Neujahr in 3000 Meter Höhe, nahe der Heidelkoppe, mit einer Wünschelrute gefangen werden muß, wird bis 31. April mit 100jährigen Kröten, ungeborenen Eidechsen und Heidelbeeren aus den Jahren 1934 täglich dreimal gefüttert, bis er ein Lebendgewicht von 17½ Pfund erreicht hat. An diesem Tage wird er auf einem von der Sonne erhitzten Stein bei 400 Grad geröstet und pulverisiert. Täglich muß man 7—8 Pillen auf nüchternem Magen nehmen, in Abständen von 5—6 Stunden, jedesmal den Blick der aufgehenden Abendsonne zugewendet. Sollte sich nach dem Gemusse Unwohlsein einstellen, ist das dreifache Quantum zu genießen. Dieser Neid seitens derjenigen Gebirgsvereine, die in ihrem Bereiche, trotz allen Bemühens, keinen Berggeist ihr eigen nennen, gereicht mir andererseits doch wieder zum Vorteil: Abertausende von Abordnungen, aus allen 5 Himmelsrichtungen kommend, finden sich bei mir ein, das Geheimnis zu erfahren, auf welche Art und Weise man in den so ersehnten Besitz eines Berggeistes kommen könne. Millionen und Milliarden (ich vermute, daß diese Unsummen aus der Zeit der Inflation 1922—23 kommen) wurden mir schon angeboten und ein eigenes Konsortium aus den benachbarten Gebirgsvereinen (mit Ausnahme des hohen Gesenkes, des Riesengebirges, des Zobten, des Brocken, des Reihwiesener Hochmoores und des Johannesberger Schloßberges, woselbst der Gideon Timmling noch sein Unwesen treiben soll) bestehend, hat sich gebildet, um unter Vorantragung einer Fahne, aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. stammend, an mich heranzutreten, meinen Berggeist „Heidelung“ mir leihweise für die Zeit der „Kirmes“ des „Schweinschlachtens“ zur Feier des 1000jährigen Bestandes dieser oder jener Sektion, abzubetteln. Ich verweise alle diese Tausende von Bittenden, die oft Tage und Nächte lang trotz strömenden Regens vor dem Schutzhause mit erhobenen Händen, zum Himmel gerichteten Augen knien, darauf, daß mein Berggeist „Heidelung“ nur alldort Gastrollen gibt, woselbst der jeweilige Baudemwirt die Kunst des Spielens auf der Säge des „Heidelung“ beherrscht. Das sehen diese Deputationen ein und ermangelt nicht, ihre Wirte anzurufen, bei mir als Lehrlinger einzutreten. Seitdem herrscht bei mir in der Schutzhütte Hochbetrieb. Ein Wettstreit sondergleichen setzt ein; denn wer zuerst die „Heidelungsäge“ meistert, dem fällt die Ehre zu, in seinem Gebiete meinen Berggeist leihweise von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Durch diverse Drohungen lasse ich mich nicht einschüchtern. Erstens stehe ich unter Heidelungs Schutz und Schirm und zweitens habe ich sein Rezept stets zur Hand, um mir ein Abwehrtränklein zu brauen. Als Bedingung gilt, daß jeder Schüler die Fertigkeit erreicht, Heidelung beim Singen seines Liebledleins auf der Säge zu begleiten. Ein einziger falscher Ton tät dem Frevler das Leben kosten; deshalb schreckt jeder bisher davor zurück, das Abiturium zu bestehen, bzw. zur Ablegung desselben anzutreten. Von den 4000 Frequentaten sind 17 Zehntel schon abgetreten und fristen als Musiklehrer irgendwo ihr Dasein; aber diese Existenz erscheint wenig aussichtslos, da Tonfilm, Radio, Grammophon und Drehorgel als starke Konkurrenten der Kunstmusik in den Weg treten.

Das Liebledlein des Berggeistes „Heidelung“ lautet (der Urtext, welcher 3217 Jahre vor der Geburt des Heidelung zurückdatiert, wurde 17 v. Cäsar in das altgermanische, dann im Jahre 704 n. Ch. in das Mittelhochdeutsche, 902 Meter hoch, später, 1742 in den Graffschafter Dialekt und vor einer halben Stunde von mir in das Neuhochdeutsche überseht):

Ich bin der Berggeist „Heidelung“,
zwei Klaster an die Länge,
und hause auf der Heidelkopp
in einer Felsenenge.
Von Bast und Moos mein Haar und Bart;
ich nehm die Kost, ob fein ob hart,
von hüben und von drüben.

Ich seh' von dieser Bergeshöh
ins ebene Talgelände;
es gibt kein Dorf, kein Städtlein
das je mein Blick nie fände.
Die Augen aus Karfunkelstein
leuchten selbst durch die Nacht hinein
und gleichen glühenden Kohlen.

Bis Frankenstein und Münsterberg,
von Breslau bis Landeck;
von Glas hin über Neisse weg,
bis zur Dreikaiserecke.
Auch Gleiwitz, Beuthen, Patschklaus Au'n
kann ich mit meinem Blick erschauen,
Dppeln liegt mir zu Füßen.

Mein Schwager ist der Rübezahl,
der Altvater mein Nefse,
auch Gideon Timmling und Seehirt
ich alle Jahr' mal treffe;
zudem der Müller und sein Kind
mir mütterseits verwandt auch sind
und das Gespenst vom Brocken.

Doch pfeif' auf die Verwandtschaft ich!
Nenn' einen Freund mein eigen;
dem will ich mich in meiner Huld
und meiner Güte zeigen.
Der Koppewirt, mein Kamerad!
In froh und schweren Stunden
haben wir in der Einsamkeit
uns brüderlich gefunden.

Wenn Sturm und Wetter wild umdräum
das Schutzhause Heidelkoppe,
dann nehm ich meinen Stock zur Hand,
zieh an die Rindenjoppe
und geh' zum Freunde Koppewirt,
der hat, mein Leibgericht geschirrt,
Gelchfleisch mit Kraut und Knödeln.

Mags draußen wettern, regnen, schnei'n,
wir sitzen in der „Ecke“
und stoßen mit dem Humpen an
auf das der Trunk uns schmecke;
dieweil im Tal durch dunkle Nacht
der Wächter seine Runde macht
mit Speiß, Horn und Laterne.

Bei Monden- oder Sternenschein
schlendern wir durch die Wälder,
durchschlüpfen manchen Wiesenrain,
manch Steiglein durch die Felder.
Erst wenn das Morgenrot erwacht,
wünschen wir beid' uns gute Nacht
ruhn aus dann in der Klausse.

Ihr Erdwürmer, tief im Tal,
müßt Euren Haß bezähmen
und Euch an unserem Freundschaftsbild
ein schönes Beispiel nehmen!
Gar bald werdet Ihr's erseh'n
wie es Euch dann wird wohlgergeh'n,
Bergheil, daß es so werde!

Du Heidelkopp', im Glaserland,
Du schönste aller Höhen!
Ein armer Wicht, ein armer Fant,
der dich noch nie gesehen.
Von da, wo's Schutzhause man erbaut,
dein Aug' die ganze Welt erschaut,
ja selbst die Himmelsfernen

Derr ale Neiziger Schworzer

Anekdoten in Sauerniger Mundart von Bruno König

A langer, hagerer Maon mid unsiede grußa Füßen, glaott rasiertem Gesichte, klamm aober lestiga Neuglan ond enner spiegelicha Glaoße off'm Koppe — daos waor derr ale Neiziger¹⁾ Schworzer.

A haotte schunt onder sieba Järschten²⁾ gedient, ond do konnda gaor maonches derrzähla, wie's früher waor ond wie's heite ihs.

Wenn andere vu a guda ala Zeit'n aofinga, do schüttelte Schworzer blos mid'm Koppe ond mänte: „A su gutt wie heite haott wertich ju noch gaor nie. Wie mußt ma seh früher nie raffan ond ploga, maoncha Klaopps haod ma kriegt off da schlechta Stroßa ond dan mijerablan Puschwega; do koan ma ju haite rän änn grußa Herrn spiela.“ Ond änn Herrn, dan konnda spiela, derr ale Schworzer, ond daos aus'm Effe. Wenn a ei derr färschlichha Livre mid dan grußa selberrnan Knöppa oder mid semm gotelgala Mantelüberworfe, a Zelender mit derr Kofarde off'm Koppe, de weiße Hanschka aon a Hända, off'm Bocke saof ond mid dar langa Peitsche

saine vier Brauna derringierte, daosß se wie derr Stormwend off derr Stroße hinsaufta, na do waor wull Schworzan kä Mensch off dar ganza Welt nie gleiche. — A ju fuhr a amol dan vuriga Färscht-Bischof, wie dar erscht hartunna waor, noch Freiwale²⁾ nüber. Wail nu de Laitte rechts ond lenks off derr Stroße ond vür a Haisern ohne Onderschied aolle siehr freindlich ond devot grüßta, do mänte derr Bischof: „Schwarzer, die Leute sind aber hier alle sehr höflich und freundlich!“ Do drehte sech Schworzer aomm Bocke remm ond saote: „Färschtliche Snaoden! Mich kanna se aolle weit ond brät ai dar ganza Gegend ond grüßta mech schunnt vu grüßer Weite.“ „So, so,“ mänte derr Bischof mid lachniger Miene, „ich bin allerdings noch ganz fremd hier zu Lande.“ Wie se nun midsaomma off's Gemärke³⁾ kaoma, do fräte derr Bischof: „Schwarzer, wem gehören denn diese großen und herrlichen Waldungen?“

Do hielt Schworzer de Pfade aon, staond vum Bocke uf, stellte sech gravitetisch ai Posetur, schwaong de Paitsche ömm sech aim Kräse remm ond saote: „Färschtliche Snaoden! Waosß Se do sahn, daosß ihs aolles önsjer Pusch!“

Dann saokta sech wieder off a Bock, naohm de Ziegel feste ai de Hand, schnaolzte mid derr Zonge ond fuhr übersch Gemärke nonder, ond noch Freiwale nai, daosß ma dochte, jeh ond jeh müßta de Räder vu dar Kalesse ronder fliega ond daosß ganze Fuhrwerk watt ai tausend Trimmer giehn. —

Uim preißcha Kulturkaompfe waor derr Färschtbischof Heinrich bei Nacht ond Näbel aus Breslau dervvone ond haotte sech off's Schloosß Johannesberg geflöcht, wu a nu viele Jahre Summer ond Wenter über blieb, bies a starb.

Uim Summer, do haottas ju do druba wonderschien ond's worden ao de Zeit nie lang, weil a über handsweilen amol enn Besuch kriegte, aober aim Wenter, wenn oft wochalang de Stürme rän wie toll öm daos ale Gemaiere remmhailta, do mochten wull maonchmol ganz entrisch zu Mutte gewast sein. Zufälligerweise waor domols off'n Schlosse a Kastelann, dar aollerhand Spassettl ufführn konnde: a spielte wie a Könsiler off derr Gitarre oder Ha'monika ond pfief derrzu de schiensta Stöckla.⁴⁾ Dann kond'a ao perfekt mid'm Bauche reda, ond wenn dar dechte Norrnesehen vuld aosing, Geschichtla ond Schnaoka zu derrzähla, oder a machte sonst seine Jestsese oder Resse, do mußt ma wull lacha, daosß em de Träppla außa Augen rauskankta. Mid dam haotte nu derr Bischof aon a langa Wenteraobenda de schienste Dunderhaltung. Tagsüber haott a ju genug zu tun; denn do schrieb a Briefe, ai aolle Weltgeganda, ond nochmetts machta gewöhnlich mid'm ala Schworzer äne Spazierfahrt.

Uim Wenter haott's nu amaol äne wonderschiene Schlietabaohne rausgesebert⁵⁾, ond daos kömmt ai önsjer Gegend nie zu ofte vür; denn entweder verpräscht derr Wend a Schnie vu a Stroße, daosß se wie aohgelackt aussahn, oder de Sonne freßta weg, ond do ihs dervvone, eh ma sech versitt, kä Stipps⁶⁾ nimme übrig. Wail nu aober dozumol de Baohne gor a ju schien waor, do kriechte aoch derr Bischof Lust zum Schlietafohrn onda saote zu jemm Leibkotscher:

„Schwarzer, spann' heute einmal den Gala-Schlitten an; wir werden gegen Weidenau zu fahren.“

„E'watt nie giehn, färschtliche Snaoden,“ mänte Schworzer; „dar Schlieta ihs schunt ganz wormstechich, denn seit viela Jahren ihs noch kä Mensch derrmite gefohrn, ond do war werre nie weit kumma ond blein onderwegs seßa“.

„Spann Er nur ein,“ saote ärgerlich derr Bischof. „Er weiß immer etwas einzunwenden.“

„Wie Se halt befehlen, färschtliche Snaoden,“ gaob Schworzer zurr Antwort ond empfaohl sech; denn a woßt's schunnt, wenn em derr Bischof mid „Er“ aonredte, do gaobs käne Widerporte.

Nochmetts spaonnt a nu da Schlieta ai, fuhr zurr bestemmata Stunde für, derr Bischoff stieg ai, ond nonder ging's über a Schloßberg ond off derr Basdroffer Stroße naus, daosß aoch derr Schnie öm daos Fuhrwerk a ju römmverbelte. Wie se nu graode aom haolba Wäge, a Steckla hönder derr Hauptmaonbröcke waorn, do haotta se de Stroße freisch geschottert. Schworzer mochte wull ang schorf offda Schotter ufgefohrn sein; denn off amol ging's Praasß!“ — ond derr Schlieta laog mid zerglevta Kuffa off derr Stroße. Schworzer spraong aoch glai vum Bocke ronder, hielt de Pfade aon ond saote: „Na, do haomm merr a Quork, färschtliche Snaoden; jeh köm werre hām reita!“

„Ja, was fangen wir nun aber an, mein lieber Schwarzer?“ mänte derr Bischof.

Schorzer besaohn sich änn Augableck, ond dann saota: „Jeh bleit nisch ondersch übrig, färschtliche Snaoden müßa de Pfade hala, ond ich gieh zu önsjarn Meierhospächter noch Basdroff nai öm enn andan Schlieta.“ Dnd a ju waords ao gemacht. Derr Herr Lagel, waos de derr färschtliche Pächter waor, brochte salber senn besta Schlieta rausgefohrn, Schworzer spaonnte de Pfade nai, baond a zerbroschena Galaschlieta hönnda aon ond dann fuhr ä mid'm Bischofe ganz triebstrelle⁷⁾ off's Schloosß zurock.

A andern Tag müßta nu daos Mallör beim Burggraosenaomte melde. Derr Kontralur, darde domols dar Sache vürstaond, haotte Schworzan ang aomm Zuge ond woll'd'm nu de ganze Schold aon dam zerbroschena Schlieta uffscheffan. Daos ließ sech aober Schworzer nie gesaolla; a worde biese ond saote:

„Weßa Se waos, Herr Kontralur, seit ich off derr Herrschaft bien, haod schunt maoncha Schlieta derr Teixel gehullt, ond sette Herrn wie Sie sein, hao ich ao schunnt meher derrlabt — behütt Se God, Herr Kontralur!“

Schorzer naohm sech flink seine Meße ond saoch aoch, daosßa dott nausß kaom, wu derr Zimmermaon s'Loch offe gelohn haotte.

¹⁾ Fürstbischöflicher Neunzugskutscher in Zauernig (Johannesberg tschl. Schlessien).
²⁾ Fürstbischöfen. ³⁾ Freiwaldau in tschl. Schlessien. ⁴⁾ Gebirgskamm und Waldgegend zwischen Freiwaldau und Sehdorf, letzteres bekannt durch seine Kalksteinbrüche. ⁵⁾ Durch ein derartiges, seltsames Ständchen, wo der Schloßkastellan Schffel mit einer unglaublichen Virtuosität mit dem Munde piff und dazu auf der Gitarre accompagnierte, wurde auch Eichendorff am 20. September 1856, am Abende vor seiner Abreise vom Schlosse Johannesberg nach Reisse, über Veranlassung des Fürstbischöfs überrascht. ⁶⁾ herausgestiebt. ⁷⁾ Das geringste Überbleibsel. ⁸⁾ trübselig.

Der Schutzhäuserbauplan am Tieshübel bei den Saalwiesen

In den Sudeten ist Ramsau, der schlesische Semmering, der höchste Bahnübergang, infolge der durch die Bahn erklimmenen Höhe (759 Meter), der guten Personen- und Schnellzugverbindung sowohl von Mähren und Böhmen, als auch von Schlesiens her, so recht geeignet, als Ausgangspunkt für Bergwanderungen in unsere schöne Bergwelt.

Welch Gewimmel und Gedränge herrscht hier an Feiertagen und Vorfeiertagen nach Ankunft eines jeden Zuges!

Und wenn wir die Marschrichtung der vielen Bergwanderer oder Skifahrer verfolgen, so sehen wir, daß sie nur nach der Ostseite gegen den Hochschar zu gehen und alle Schutzhäuser trotz ihres großen Fassungsraumes bis zum Bersten füllen. Der Schnee ist wie eine Tenne glatt gefahren, am Kamme herrscht eine Völkertwanderung, so daß manchem Skifahrer und Naturfreund die Freude an unseren schönen Bergen getrübt ist, während gegen Westen selten einmal ein paar Bergwanderer den sanften Hang hinaufschreiten, um das Saalwiesen- und Schneeberggebiet von hier aus zu erreichen.

Woran liegt dies nun? Ist dieser Teil der Sudeten nicht wert, besucht zu werden?

Mit nichten, wie ein Dornröschen liegt dieser Teil der Sudeten in seiner Schönheit unberührt und harret erst der Erschließung.

Wohl besteht seit langer Zeit die Farbenbezeichnung des sogenannten Grenzweges von Ramsau über den Keilberg—Fichtlich—Saalwiesen zum Schneeberg; 9—10 Stunden dauert dieser Weg, allen Windungen der Grenze folgend, in meist sanftem Gefälle auf und ab steigend, zwischen hohen Heidelbeersträuchern. Auf beiden Seiten des Weges Wald und immer wieder Wald, selten eine Aussicht, keine Quelle, wenn die Sonne sengend brennt, keine Unterkunft weit, wenn der Regen niederplätschert oder der Nebel und die Nacht hereinbricht.

Darum müßte in erster Linie an die Eröffnung neuer, kürzerer Wege geschritten werden, welche in das landschaftlich so schöne Gebiet führen sollen. In zweiter Linie müßte an die Errichtung von Schutzhäusern und Unterkunftshütten gedacht werden, welche als Stützpunkt für den Besuch dieser Berge, als Zufluchtsstätten bei schlechter Witterung dienen sollen.

Bereits im Jahre 1930 gelang es dem Zweig Mähr.-Altstadt des ÖGB, die Markierungserlaubnis für einen bequemen kürzeren und idyllischen Weg zu erlangen; dafür sei der Forstdirektion in Friedel und Hannsdorf der beste Dank ausgesprochen.

Dieser Weg, blau-gelb-rot bezeichnet, führt vom Berghotel Ramsau durch das malerisch gelegene Dörfchen Peterswald, beim Forsthause links abzweigend durch Waldwiesen, umsäumt von hohen schattigen Wäldern in sanfter Steigung durch den sogenannten Stutengraben beim Schwefelkiesbergwerk vorbei zur Kaiserbaude, wo er den grün-weiß bezeichneten Weg trifft, der von Goldenstein herüberführt. Die Kaiserbaude, eine Jagdhütte, liegt, wie eine Höhenmarke angibt, 1006 Meter

hoch am nörlichen Hange des Dornhauhübels und bietet eine entzückende Aussicht auf die Waldungen des Wiesenberges; von hier führt der Weg um die Schluchten des schwarzen Grabens ohne nennenswerte Senkungen und Steigungen zu den Groß-Würbener Wolfsgruben, einer großen Waldwiese, die mit ihrem Unterwuchs von Wollgras, hier „Wolf“ genannt, mit ihrer Blumenpracht im Sommer, ihren Schneepuppen im Winter das Entzücken der Besucher hervorrufft.

In fünf Minuten von dieser Wiese führt uns der Weg auf die Hochplatte des Tieshübels (1022 Meter), von wo sich uns in einem entzückenden Rundblick ein märchenhaftes Bild darbietet; unmittelbar unter unseren Füßen klettern die Häuschen des Dorfes Groß-Würben aus dem Teltischtal abzweigend, bis zu einer Höhe von fast 1000 Meter empor; ringsum liegen die Waldungen des Dornhauhübels, des schwarzen Grabens, des Volkskamms, weiterhin die Höhen gegen Goldenstein, und weiter hinaus reihen sich Berge an Berge und die noch höher gelegenen Ortschaften, unseres schönen Nordmährerlandes und das Auge wird nicht müde, immer wieder diese Pracht in sich aufzunehmen. Links im Hintergrunde wuchert der Altvaterzug vom Hochschar bis zur Hohen Heide, rechts im Hintergrunde der Schneebergzug in seiner ganzen Ausdehnung, halb im Rücken die bewaldeten Höhen des Engelbrechtwaldes, dazwischen all die anderen Berge und Täler unserer Bergheimat.

Das Tieshübelplateau mit seinem fußtiefen Wolfgrasteppich, geschmückt mit Blumen vielfach alpinen Charakters, seinen Naturrabatten von Heidelbeer- und Preiselbeersträuchern, den Baumleichen und zerfetzten Wetterfichten bietet heute dem entzückten Wanderer den schönsten Rastplatz, den besten Standplatz für unser neues Schutzhause und wird dereinst den Tummelplatz von Tausenden stadtmüder Wanderer bilden.

Im Winter bietet das Gelände mit seinen Abfahrten nach Groß- und Klein-Würben und ins Engelbrechtal, besonders aber mit seiner Rekordabfahrtsstrecke (6 Kilometer) über die Gleisnerkoppe und die alten Berge nach Mähr.-Altstadt, wohl das idealste Skigelände der Sudeten; im Frühling aber, wenn auf den Südhängen der Schnee verharscht oder geschmolzen ist, bieten die Nordhänge und Waldwege noch schöne Uebungsplätze und Abfahrten.

Der Tieshübel ist auch ein Wegemittelpunkt, ein Kreuzungspunkt, vieler Wander- und Ausflugswege; hier kommen die Wege von Ramsau über Peterswald—Kaiserbaude zusammen, von Spornhau und Goldenstein über Dornhauhübel—Kaiserbaude, vom Fichtlich über den Grenzweg, von den Saalwiesen über den Grenzweg, von der Bärlochbaude, von der Rohrsumpfbaude, von Kunzendorf durch das Engelbrechtal, von Mähr.-Altstadt über den Alten Berg, von Mähr.-Altstadt über Klein- und Groß-Würben, von Goldenstein über den Bärengraben, Groß-Würben usw.

Wer diesen Punkt mit dem Auto besuchen will, fahre über Mähr.-Altstadt durch das malerische Teltischtal über Klein-Würben nach Groß-Würben bis in die Mitte des Dorfes auf sehr gut gepflegter Straße; von hier erreicht man in 20 Minuten Wanderung (Aufstieg) das Tieshübelplateau.

Geplant ist die Fortsetzung dieser Autostraße vom Dorfweg Groß-Würben bis zum künftigen Schutzhause unter Benützung bestehender Feldwege bei verhältnismäßig geringen Kosten.

Das Schutzhause selbst ist als Blockhausbau aus Holz gedacht und soll, wie die Ansichtsskizze zeigt, als dauernd bewirtschaftet für Sommer- und Winterbetrieb eingerichtet sein. Vorläufig sollen 6—8 Einzelzimmer und 2 Massenlager für zusammen 40 bis 50 Nächtigende ausgebaut und die Möglichkeit einer späteren Vergrößerung bereits vorgesehen werden.

Von der zirka 2 Hektar großen Waldwiese könnten Plätze für die Errichtung von Wochenendhäuschen vergeben werden, da bei den sehr bequemen Wegen die Gegend als Sommeraufenthalt gern besucht werden wird.

Der Bauplatz am Liezhübelplateau im Ausmaße von 8244 Quadratmeter und die Waldwiese von 9210 Quadratmeter ist bereits vom Sudetengebirgsverein käuflich erworben worden.

Wasser ist in unmittelbarer Nähe reichlich vorhanden, nur muß die erforderliche Zuleitung geschaffen werden.

Bauholz ist aus den unmittelbar anschließenden staatlichen Wäldern zu mäßigen Preisen erhältlich, auch die Zufuhr anderer Baumaterialien ist durch die Möglichkeit der Zufuhr mit Autos bis Groß-Würben, von dort aus mit Pferdegespann nicht so schwer und kostspielig, wie bei den anderen Schutzhäusern.

So sind alle Vorbedingungen gegeben, daß dieses neue Schutzhäus verhältnismäßig leicht errichtet werden und auch gedeihen kann.

Wir rufen daher alle Bergwanderer und Skifahrer auf: Besuchet dieses schöne Stückchen Erde, das bis nun im Verborgenen schlummerte, sei ein jeder der kühne Ritter, der unser Dornröschen wecken hilft; wer aber einmal im prallen Sonnenschein im Wolfsgrastoppich in würziger Waldesluft gelegen und gerastet, wer von Deinen vogelkirschgroßen Heidelbeeren, Deinen Himbeerfrüchten, Deinen würzigen Preiselbeeren genossen, wer Deine Raureißschönheit, Deine Schneepuppen erblickte, wer an schönen Wintertagen sich sonnte, während im Tal der kalte Nebel braut, wer auf Deinen kilometerlangen Abfahrten zu Tal geschossen, wer den flaumigen Schnee Deiner Waldwege gespürt hat, der wird immer wieder zu Dir zurückkehren, zu Dir, Du Eingangspforte zum Paradies der Saalwiesen.

Nachwort

Die Festschrift, welche die Aufgabe hatte, die Leistungen des Vereines in den abgelaufenen fünf Jahrzehnten aufzuzeigen, war vor die schwierige Aufgabe gestellt, die Uebersicht über ein ungeheures Material auf einen engen Raum zusammenzubringen. Da jeder Ortsgruppe nicht nur unseres Vereines, sondern auch des SGGV. Gelegenheit gegeben werden mußte, über die eigene geleistete Arbeit zu handeln und ihre verdienstvollen Mitglieder zur allgemeinen Kenntnis zu bringen, war auch die Bewältigung einer unübersichtlich großen Bilder-masse in einer äußerst kurzen Zeit durchzuführen. Erst Ende Jänner war die Herausgabe einer Festschrift in diesem ungewöhnlichen Ausmaße gesichert und zu Beginn des Monats Februar gingen die Einladungen zur Mitarbeit an die Ortsgruppen hinaus. Der Einlauf der Beiträge verzögerte sich bis Ende April, die Einsendung einzelner Bilder sogar bis 20. Mai. Dabei war es nötig, von schadhafte Bildern Neuaufnahmen machen zu lassen, diese durch Retouche zu verbessern, bevor sie auf Druckstöcke übertragen werden konnten. Das hat die Evidenzhaltung der Bilder besonders stark erschwert und den Druck aufgehalten. Eine Anzahl von Lichtbildern langte erst später ein, als die betreffenden Teile des Werkes schon im Druck lagen. Damit aber niemand verkürzt sei und die Bilder aller verdienstvollen Mitglieder in dem Jubeljahre in der Festschrift festgehalten werden, bringen wir die Hinweise auf einzelne Herren noch in diesem Nachtrag unter. Die H. Stadtkämmerer Hugo Böhm und Schlachthofdirektor, Oberstabsveterinär August Böhner, beide Oberglogau (siehe Seite 175).



Die H. Winter und Alfons Hoffberger, Obmann der Ortsgruppe Gleiwitz, (siehe Seite 180), der in Rundfunkvorträgen im Gleiwitzer Sender für den Besuch unseres Gebirges im Sommer und Winter wirkt.



Die Uebersicht über das Heimatschrifttum im Altvatergebiet und Ruhländer mußte Raummangels wegen weggelassen, da dem Vereinsteil eine größere Ausdehnung zugewilligt wurde, als ursprünglich geplant war. So mußten auch viele wissenschaftliche Aufsätze zurückgestellt werden. Doch hofft die Schriftleitung, alle diese Beiträge schon im nächsten Jahre mit dem Bericht über unsere 50-Jahr-Feier und ihre Durchführung in Form eines Jahrbuches von geringerem Umfange als die vorliegende Festschrift sammeln zu können.

Eine Pflicht des Dankes ist noch nicht erfüllt und der Hinweis darüber wird deshalb hier nachgetragen: Allen Lichtbildkünstlern und Liebhabern der Lichtbildkunst, die unser Werk durch Beiträge verschönt haben, sei an dieser Stelle der herzlichste Dank des Vereines ausgesprochen: Sallegger, Kurt Dematschel, Karger und Anderlik-Mähr.-Schönberg, aus deren Werkstätten die meisten der Landschaftsbilder hervorgegangen sind, Sobinka-Freudenthal, der durch seine prächtigen Aufnahmen allen Wanderern gleichfalls bekannt ist, Rudolf Franke-Freiwaldau, und den Liebhabern, vor allem Herrn Direktor Zelenka-Freiwaldau, für die Bilder zur Vor- und Frühgeschichte des Altvatergebietes, Herrn Baumeister Setfleisch-Friedeberg für die Bildbeiträge aus dieser Gegend, Herrn Leopold Gottoway-Jägerndorf für die schöne Aufnahme des alten Heinold, Herrn Ing. Bauer-Jauernig und Herrn Forstmeister Hohlbaum-Gabel für die trefflichen Wildaufnahmen, Herrn Dr. Indra und Fachlehrer Christ für Landschaftsbilder. Den Verlegern, Körperschaften und Vereinen, welche durch Leihen von Druckstöcken das Werk gefördert haben, gebührt derselbe Dank des Vereines. Besonders herzlich aber sei der Dank an die Druckerei Drechsler-Troppau und ihre tüchtigen Beamten und Angestellten; denn nur mit Hilfe dieser musterhaft arbeitenden, leistungsfähigen Anstalt und ihrer ausgezeichneten technisch vollkommenen Einrichtung war es möglich, das umfangreiche Werk in der Zeit von wenigen Wochen herauszubringen. Zu diesem Dank fühlt sich die Schriftleitung aus innerstem Drange veranlaßt.

So möge denn die Festschrift in den Kreisen der Mitglieder, der Freunde unseres Vereines und aller Wanderer, die unser Gebirgsland lieben, freundliche Aufnahme finden und die Erinnerung an unser Jubelfest den kommenden Geschlechtern überliefern.

So tritt der Verein in eine neue Jahrhunderthälfte ein,

Bergheil auf den Weg!

Dr. F. Penck

Regenhart & Raymann

Freiwaldau, Č. S. R., Schlesien

erzeugen:

Tischwäsche, weiß, grund- und randfarbig in
Leinen, Halbleinen, Baumwolle und
Kunstseide,

Bettwäsche, Hauswäsche,
Taschentücher

von mittlerer bis
bester Qualität

mit der Marke



Adolf Walter

Marmor- und Granitwerke

Saubsdorf

čsl. Schlesien

Rudolf Leder

Herren- u. Damen-Friseur

Weidenau

Obervorstadt

Telephon Nr. 4

Spezialitäten

Altvater »Sternmarke«

Schwedische Tropfen

sowie feinste Liköre, Rum, Fruchtsäfte bester Qualität bei

Rudolf Wilhelm

Destillerie feinsten Liköre, **Freudenthal, Kirchenpl. 5**
Lichtewerden. (Schlesien)